

Bericht über die Aktion

Ferien vom Krieg im Sommer 2006



Komitee für Grundrechte und Demokratie

IMPRESSUM

Herausgeber und Bestelladresse:

Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.
Aquinostr. 7-11, 50670 Köln

Bestellungen nur gegen Vorkasse:

Einzel exemplar: 5 Euro

5 Exemplare: 15 Euro

10 Exemplare: 25 Euro

Set mit dieser und vier weiteren Broschüren der Vorjahre: 15 Euro

Die Broschüren der Aktion „Ferien vom Krieg“, eine DVD mit Filmausschnitten sowie Bildtafeln sind zu bestellen bei:

Helga Dieter, Tel. 069-7892525 (AB), Fax 069-78803666,
mail:

www.ferien-vom-krieg.de

Spendenkonto: Komitee für Grundrechte und Demokratie

Nr. 8013055 bei Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13

(Bitte Ihre Adresse unter Verwendungszweck eintragen)

Titelfoto: Albert Scherr

Erste Auflage: Köln, März 2007, 9.000 Exemplare

Redaktion: Helga Dieter, Wilfriede Dieter, Brigitte Klaß, Martin Singe

V.i.S.d.P.: Helga Dieter, Frankfurt/M.

ISBN: 978-3-88906-124-9

Druck: hbo-druck, Einhausen

Ferien vom Krieg

Sommer 2006

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Einleitung

Beim Schreiben dieser Broschüre überraschte uns die erfreuliche Nachricht:

**Das „Komitee für Grundrechte und Demokratie“ erhält, insbesondere für die Aktion „Ferien vom Krieg“, den
„Erich-Mühsam-Preis“ 2007.**

Dieser wird alle zwei Jahre in Lübeck verliehen für „Personen und Gruppen, die sich mit Zivilcourage und Idealismus für soziale Gerechtigkeit und verfolgte Minderheiten einsetzen.“

Im Jahr 2005 war Helga Dieter bereits durch die Wahl der taz-LeserInnen mit dem Panter-Preis zur „Heldin“ (mit Lorbeerkranz) gekürt worden.

Bereits im Jahre 2003 wurde das „Komitee für Grundrechte und Demokratie“ für das Projekt „Ferien vom Krieg“ durch den „Ersten Stuttgarter Friedenspreis“ des Bürgerprojektes „Anstifter“ gewürdigt.

Auch die Ehrung von Keren aus Israel und Rami aus Palästina durch den „Mount-Zion-Award 2003“ auf dem Berg Zion in Jerusalem galt ein wenig dem Projekt „Ferien vom Krieg“, denn beide haben ihre Initiative „Breaking Barriers“ bei den Freizeiten gegründet.

Die materielle Grundlage für diesen Erfolg bilden die „Ferienpatenschaften“, die wir unseren Spendern und UnterstützerInnen verdanken, die durch großzügige Zuwendungen das Projekt erst möglich machen, die meisten schon seit vielen Jahren. Dabei entwickeln Familien, Friedensgruppen, Gemeinden und Schulklassen viel Phantasie bei Sammlungen, Benefizveranstaltungen, Basaren, Sponsorenläufen usw. (siehe Spendenaufruf 2007).

Den Erfolg der Aktion „Ferien vom Krieg“ verdanken wir aber auch der engagierten, ehrenamtlichen Mitarbeit von ca. 80 örtlichen BetreuerInnen oder „Facilitators“, dem Team aus Deutschland und den Shiatsu-PraktikerInnen.

Alma Dzinic-Trutovic koordinierte von Tuzla aus die Gruppen aus Bosnien, Kroatien und Serbien.

Bei den Freizeiten in Neum wirkten mit: Edin Bajric, Amela und Elvir Becic, Wilfriede Dieter, Mersiha Ekic, Nejad Ekic, Hiltrud Gass, Emina

Beganovic, Brigitte Klaß, Gudrun Libnau, Theresa Nentwig, Klaus Scherbaum, Mena Schube, Sonja Tesch, Selma Velagic, Zlata Veselinovic und Edgar Weick.

Helga Krimphove konnte wieder für alle Freizeiten Shiatsu-PraktikerInnen zur ehrenamtlichen Teilnahme motivieren, die Spannungen abbauten und in vieler Hinsicht heilsam wirkten. Zum erstenmal arbeiteten dabei auch Fachkräfte aus Kroatien mit. Unser Dank dafür gilt Sigi Banazak, Morana Dogan, Arzu Karabag, Ruth und Peter Pach, Gabriele Rzepka von Renteln, Kitty Schmitz-Neuber, Ina Sherpa, Marian Steel, Nicola Struss und Gabriele Violet.

Die Freizeit im Kosovo wurde von Albert Scherr und Silke Meier-Witt organisiert und von letzterer auch betreut.

Bei den Freizeiten mit jungen Menschen aus Israel und Palästina arbeiteten mit: Rüdiger Pusch, Albert Scherr, Khalil Toama, Angelika Vetter

Hiltrud Gass übernahm von Günter Pabst die Buchung von ca. 1500 Spenden.

Bernd Leineweber übersetzte Berichte aus dem Englischen, Khalil Toama aus dem Arabischen und Hebräischen.

Martin Singe stand den ehrenamtlichen KoordinatorInnen mit Rat und Tat zur Seite.

Aus privaten Gründen konnte Helga Dieter erstmals nicht an den Freizeiten teilnehmen, sondern die Gruppen aus Israel und Palästina nur besuchen. Sie übernahm aber weiterhin die Koordination des Gesamtprojekts, wobei die Freizeiten in Neum inzwischen weitgehend von Brigitte Klaß organisiert werden.

Für Sachspenden danken wir:

Monika Hofmann und den Kindern vom „Cafe Sahnehäubchen“ in Karben (Kleidung, Badesachen usw.); Fa. Kaufhof Frankfurt (Kleidung); Fa. efco (Perlen); Fa. Marabu (Textilfarben); Fa. Joola (Tischtenniszubehör); Therme Kassel (Badetücher); Fa. Siödam, Frankfurt (Büromaterial); VW-Werkstatt Leiss, Frankfurt (Reparaturen an unserem alten VW-Bus).

Brigitte Kläß

Die vier Freizeiten in Neum

In Neum, der bosnischen Enklave am Mittelmeer, trafen sich in diesem Jahr bei vier Freizeiten rund 400 Jugendliche und ihre BetreuerInnen aus Bosnien, Serbien und Kroatien. Dem Ziel, diese Begegnungen immer stärker in die Verantwortung unserer Partner vor Ort zu übergeben und die positiven Erfahrungen der Freizeiten stärker in den Heimorten der Jugendlichen zu verankern, sind wir ein Stück näher gekommen, z.B. hatten drei der BetreuerInnen dieses Sommers vor einigen Jahren als Kinder an den „Ferien vom Krieg“ teilgenommen und sind danach aktiv geworden. Fatima lebte noch als Flüchtlingskind in Tuzla (bosn. Föderation), als sie zu einer der ersten Freizeiten kam. Sie begleitete nun als Betreuerin Jugendliche aus dem Rückkehrerdorf Snagovo (serbische Republik). Zlata kam im Sommer 2000 als 14-Jährige mit einer Gruppe aus Banja-Luka (serbische Republik). Dort hat sie inzwischen eine eigene NGO gegründet und arbeitet in einem Freien Radio, wo sie auch über die Treffen berichtet. Vanja, die 2003 als 15-Jährige an einer Freizeit teilnahm, hat in Vukovar (Kroatien) eine Friedensinitiative gegründet. Als uns eine kroatische Partnerorganisation ganz kurzfristig absagte, sprang Vanja ein und organisierte eine Gruppe mit 20 Jugendlichen und BetreuerInnen aus ihrer Stadt.

Um die Kontakte auch nach den Begegnungen weiterhin zu ermöglichen, hatten wir uns vorgenommen, eine Homepage mit „Webmaster“ in bosnisch-kroatisch-serbischer Sprache einzurichten. Darin sollten die Jugendlichen Erfahrungen austauschen, Berichte über ihre Städte veröffentlichen, Artikel in einer Internet-Zeitung publizieren oder in einem Chatroom persönlich kommunizieren können, wie es bereits von einer Gruppe des Vorjahres praktiziert wurde (www.odmor-od-rata.com). Doch gleich in der ersten Gruppe wurde deutlich, dass die sozialen Realitäten unserer Teilnehmer sehr unterschiedlich sind. Von diesen 80 Jugendlichen aus abgelegenen Dörfern hatten nur zwei einen Zugang zum Internet. In einem Rückkehrerdorf gibt es zwar einen Club mit Jugendgruppe, aber keinen elektrischen Strom, sodass noch nicht einmal die Möglichkeit besteht, den während der Freizeit gedrehten Videofilm zu zeigen. Für diese Freizeit gelang es unseren

bosnischen Mitarbeitern, sehr schnell ein Nachfolgetreffen zu organisieren. Viele Jugendliche sagten danach, dass sie erst jetzt richtig daran glauben könnten, dass diese Ferien nicht nur ein einmaliges, tolles Ereignis bleiben würden, sondern tatsächlich dauerhafte Kontakte entstehen könnten. Auch die aus fünf Städten angereisten TeilnehmerInnen der vierten Freizeit organisierten im Januar ein Nachtreffen und vereinbarten weitere Kontakte (siehe Bericht unten).



Jedes Jahr wieder deprimiert es uns, dass die engagierten, aufgeweckten und liebenswerten jungen Leute aus den ehemaligen Kriegsgebieten so schlechte Zukunftsperspektiven haben. Die Arbeitslosigkeit ist sehr hoch. Die Jugendlichen auf dem Land sitzen in ihren Dörfern mit katastrophaler Infrastruktur fest. Sie können ihren Lebensunterhalt mit karger Subsistenz-Landwirtschaft bestreiten oder als Saisonkräfte in Kroatien arbeiten. Die Mädchen, so sagte uns eine Betreuerin, würden sehr jung heiraten. Die meisten hoffen darauf, das Land zu verlassen und ihr Glück im Ausland zu suchen, nur wenige werden das schaffen.

Die Aktion „Ferien vom Krieg“ kann an dieser desolaten Situation nichts ändern. Aber sie kann den Jugendlichen das Gefühl vermitteln, dass sie etwas wert sind, dass es Menschen gibt, die sie dabei unterstützen, die Mauern in den Köpfen zu überwinden. In Interviews und Briefen betonen unsere TeilnehmerInnen immer wieder, wie wichtig die Erfahrung ist, dass bei den „Ferien vom Krieg“ alle gleichwertig sind, dass keine Unterschiede gemacht werden, dass man oft gar nicht weiß, wer woher kommt. Zlata schreibt uns, dass die Jugendlichen zu Hause oft zusammensitzen und sich gemeinsam an die Ferien erinnern. Bis in die Details werden die Erlebnisse wieder und wieder erzählt und geben Kraft und Energie, sich für eine bessere Zukunft einzusetzen.



Foto: Alma Dzinic-Trutovic

Zwar können wir die wirtschaftlichen Zukunftsperspektiven der Jugendlichen nicht verbessern, aber wir sind uns sicher, dass viele trotz ihrer Not nicht mehr so leicht durch nationalistische Propaganda verführbar sein werden.

Viele SpenderInnen haben in der Vergangenheit Kontakte zu einzelnen Kindern oder Jugendlichen geknüpft und kennen deren häusliche Lebensumstände aus den Briefen. Eine solche Korrespondenz ist aber aus vielen Gründen nicht einfach. Um den anderen Ferienpaten einen Einblick in die Briefe zu geben, haben wir viele davon, mit dem Einverständnis der SchreiberInnen, im Internet veröffentlicht (www.ferien-vom-krieg.de).

Die Jugendlichen bei den Freizeiten in Bosnien beschäftigten sich im Sommer 2006 auch mit dem aktuellen Krieg im Libanon und drückten ihre Anteilnahme in einem Brief an die TeilnehmerInnen aus Israel und Palästina aus (vgl. Spendenaufruf „Ferien vom Krieg“ für den Sommer 2007).

Helga Dieter

Die drei israelisch-palästinensischen Freizeiten in Deutschland

Die Vorbereitungen der Freizeiten waren wieder voller Überraschungen. Das begann damit, dass ich mich diesmal auf die Fragen des BKA, was wir denn mit der Einladung so vieler junger Leute aus Palästina bezweckten, vorbereitet hatte, der obligate Anruf dann aber ausblieb. Offenbar vertrauen inzwischen auch die geheimen Damen und Herren der Kraft des offenen Dialogs.

Da sich die politische Situation im Nahen Osten im Frühsommer 2006 dramatisch zuspitzte, schrieb ich am 29. Juni in einer Presseerklärung:

„Die Dialogseminare für junge Israeli und Palästinenser wurden gründlich vorbereitet, das erste soll in wenigen Tagen beginnen. Die Visa der ersten beiden Gruppen aus Palästina sind ausgestellt. Der Koordinator hat gestern die 45 Pässe bei der deutschen Vertretung in Ramallah abgeholt. Heute wäre das nicht mehr möglich, weil die israelische Armee in Ramallah die Hälfte der palästinensischen Regierung und 67 gewählte Parlamentarier festgenommen hat und die Stadt gesperrt ist. Soeben rief unsere Koordinatorin der israelischen Seite aufgeregt an. Sie sei gestern in Ashkelon an der Grenze zu Gaza gewesen und habe gehört, wie die Bomben im Minutentakt

detonierten. Diese Revanche ihrer Regierung für die Ermordung eines israelischen Siedlers und die Entführung eines Soldaten sei völlig unverhältnismäßig und völkerrechtswidrig.

Mit ca. 600 TeilnehmerInnen aus Israel und Palästina (Westbank) sind die ‚Ferien vom Krieg‘ eines der größten Aussöhnungsprojekte im Nahen Osten. Für den Sommer 2006 sind weitere 157 TeilnehmerInnen eingeladen und deren Flüge bereits aus Spendenmitteln bezahlt worden. Wir hoffen, dass die beiden palästinensischen Gruppen im Juli und eine weitere in der zweiten Augushälfte die checkpoints der israelischen Armee und die Grenze zu Jordanien passieren können. Allerdings sind wir angesichts der gegenwärtigen politischen Ereignisse in großer Sorge, dass die Bemühungen um Aussöhnung zum Scheitern verurteilt sein könnten.“

Doch erstaunlicherweise ließ sich keine/r der TeilnehmerInnen durch die zugespitzte Situation von der Absicht, an dem Dialogseminar teilzunehmen, abbringen.

Die Probleme bei den Vorbereitungen in diesem Sommer waren eher „hausgemacht“ und klingen rückwirkend wie Anekdoten, obwohl sie in der Situation dramatische Wirkung hatten.

Die erste Gruppe aus Palästina machte sich frühzeitig auf den Weg nach Jordanien, denn die Dauer der Reise ist wegen diverser Checkpoints und Schikanen auf beiden Seiten der Grenze unberechenbar. Der Koordinator rief mich an: Zwei Mitglieder der Delegation seien gerade nicht über die Grenze gekommen. Ich empfahl ihm, dass sie in Jericho warten und es gegen Abend bei der nächsten Schicht von Grenzsoldaten noch einmal versuchen sollten. Das hielt er zwar für überflüssige Mühe, er folgte dann aber meinem Rat: „Ich habe in den Vorjahren die Erfahrung gemacht, dass diese Kontrollen völlig willkürlich zu sein scheinen. Mit denselben Papieren kommt man heute nicht durch, bei der nächsten Schicht gibt es aber keinerlei Probleme!“ So war es: – Einer kam durch! Das andere Ticket konnten wir für eine spätere Gruppe umbuchen. Erleichtert erwarteten wir die Gruppe zwei Tage später. Als wir schon auf dem Weg zum Frankfurter Flughafen waren, erreichte uns die Nachricht: „Sie sind alle nicht im Flugzeug!“ Schock! Was war passiert? Die Lösung war banal: Der Koordinator hatte auf den tickets p.m. und a.m. verwechselt. Er ging davon aus, dass der Flug

abends um 7.00 Uhr gebucht sei, tatsächlich war es aber der Flug morgens um 7.00 Uhr. Es gab viel Aufregung, bis die Fluggesellschaft darauf einging, die Gruppe für je \$ 50 Aufpreis am nächsten Tag zu transportieren, womit das Taschengeld der meisten TeilnehmerInnen aufgezehrt war.

Am 12. Juli entführten libanesische Hisbollah-Milizen an der Grenze zwei israelische Soldaten. Israel reagierte sofort mit massiven Angriffen durch Luft- und Bodentruppen auf den Süden Libanons und den Flughafen von Beirut. Die radikal-islamische Hisbollah-Miliz feuerte weiter Katjuscha-Raketen auf Nordisrael ab. Während des Libanonkrieges gingen die Bombardierungen in Gaza weiter, fanden aber kaum noch Beachtung.

Das erste Seminar dauerte bis zum 16. Juli, es fiel also genau in diese harte Phase des Kriegsbeginns. Erstaunlicherweise spielte der Krieg dann aber im Ablauf dieses Dialogseminars kaum eine Rolle. Rüdiger Pusch untersucht unten die möglichen Gründe hierfür. In der Verdrängung der harten Fakten sieht er die Ursache dafür, dass die selbstgesteckten Ziele der beiden Seiten nach seiner Einschätzung nicht erreicht wurden.

Bei den folgenden beiden großen Freizeiten wurden erstmals seit fünf Jahren keine TeilnehmerInnen an den Checkpoints oder der Grenze zurückgewiesen. Die jungen PalästinenserInnen waren erstaunt: „Es gab fast keine Kontrollen!“ Es schien so, dass alle israelischen Soldaten im Kriegseinsatz waren, und deshalb in den besetzten Gebieten kurzfristig eine ungewöhnliche Bewegungsfreiheit herrschte. Die Paradoxien des Krieges!

Merkwürdigerweise wurde der Krieg auch bei der zweiten Freizeit, und zwar in allen drei Untergruppen, nicht thematisiert, obwohl die Begegnung mitten im Krieg stattfand (10.-24.7.) Die Initiative „Breaking Barriers“ hatte bereits in den Vorjahren beschlossen: „Jeden Sommer gab es bisher israelische Militärattacken und palästinensische Selbstmordattentate. Immer haben wir gesagt: Schlimmer kann es nicht mehr kommen! Wenn wir unseren Dialog von den aktuellen Entwicklungen abhängig machen, brauchen wir gar nicht wegzufahren. Wir müssen versuchen, davon zu abstrahieren.“ Anders als Rüdiger Pusch für die erste Gruppe, schätzt Helga Dieter diese absichtsvolle Verdrängung, aufgrund der differenzierten Beschreibungen der Prozesse in den drei Untergruppen, als Grundlage einer produktiven Auseinandersetzung ein. Gemeinsame Projekte für die Zukunft



Vertrauensspiele im deutschen Dschungel; Foto: A. Vetter

waren nicht das vorab gesteckte Ziel, ergaben sich aber aus dem Prozessverlauf.

Während sich die zweite Gruppe in Deutschland aufhielt, rief der Koordinator der dritten Gruppe aufgeregt an: „Es gibt Probleme mit den Visa!“ Ich war erstaunt, wusste ich doch, dass ich alle Einladungen und Versicherungsnachweise ordnungsgemäß und rechtzeitig abgeschickt hatte und die Sachbearbeiter der Deutschen Vertretung in Ramallah sich bei unserem Projekt seit Jahren sehr kooperativ zeigen. Beim Anruf in Ramallah teilte mir der Beamte sarkastisch mit: „Soweit geht unser Wohlwollen für Ihr Projekt nicht, dass wir eine 35fache Urkundenfälschung hinnehmen könnten“. Ich verstand nicht, und der Herr erläuterte: „Auf allen Visa-Anträgen wurde mit demselben Stift und in derselben Schrift unterzeichnet. Der Leiter der Gruppe ist gerade hier und hat schon zugegeben, dass er die Anträge alle selbst unterschrieben hat.“ Dann gab es große Aufregung.

„Ohne die palästinensische Seite kein Dialog. Da können die Israelis auch gleich zu Hause bleiben. 70 Flugtickets in den Sand gesetzt und die Ausfallgebühr der Tagungsstätte. Alles aus Spenden! Katastrophe!“ schoss es mir durch den Kopf. Schließlich waren die Diplomaten – trotz ihres Ärgers – nachsichtig. Alle TeilnehmerInnen aus der Westbank mussten innerhalb von zwei Tagen persönlich nach Ramallah kommen und ihre Anträge unterzeichnen. Das hat geklappt, denn es gab – wie gesagt – zur Zeit des Libanonkrieges eine ungewöhnliche Bewegungsfreiheit für die Bewohner der Westbank. Der Gruppenleiter meinte später zu meinen Vorhaltungen: „Ich konnte ja nicht wissen, dass man plötzlich problemlos von Nablus nach Ramallah kam. Unter ‚normalen‘ Bedingungen hätten die TeilnehmerInnen aus Nablus, Jenin oder Tulkarem doch gar nicht nach Ramallah fahren können, da musste ich es doch in ihrem Namen unterschreiben.“

Die Freizeiten stießen im Sommer 2006 bei den Medien, die in den letzten Jahren eher zurückhaltend waren, auf großes Interesse. Fernsehen – auch die großen Sendeplätze –, Radio, Zeitungen, alle wollten über die „Ferien vom Krieg – mitten im Krieg“ berichten. Da manche unserer Partnerorganisationen, besonders die aus Palästina, eine Scheu davor haben, auf veröffentlichten Fotos oder Filmen abgebildet zu sein, legten wir den Pressetermin in die dritte Gruppe, die damit weniger Probleme hatte. Warum der Umgang mit der Presse für manche Partnerorganisationen aus Palästina so delikant ist und für andere nicht, habe ich bis heute nicht verstanden, muss es aber respektieren.

Am Tag vor dieser Pressekonferenz war der Krieg beendet (14. Aug.), die „Aktualität“ war überholt, und damit sagten auch die Journalisten der großen Sendeplätze (tagesthemen, report u.a.) wieder ab. Immerhin brachte „arte“ in den Abendnachrichten eine Reportage und das ZDF später eine Sendung. Viele Zeitungen und Radios berichteten. (siehe „Presseschau“ unter www.ferien-vom-krieg.de)

Die dritte Gruppe war sehr groß (35 Personen von jeder Seite). Sie kam am Tag des Waffenstillstands in Deutschland an. Während die TeilnehmerInnen aus Palästina von einer Jugendorganisation ausgewählt wurden und sich als deren Mitglieder z.T. untereinander kannten, wurden die israelischen

Jugendlichen über eine Friedensorganisation von Erwachsenen ausgesucht. Sie kamen zwar alle aus dem Norden Israels, hatten aber keinen Zusammenhalt als organisierte Gruppe. Einige hatten die Bombardements im Norden des Landes unmittelbar vor ihrer Anreise erlebt: „Hier fällt Regen, bei uns fallen Katjuschas“, so formulierte ein junger Israeli seinen ersten Eindruck nach der Anreise. Die palästinensische Gruppe kam aus Nablus, einer Stadt, die seit Jahren von der israelischen Armee angegriffen wird. Gerade vor der Abreise und während des Aufenthaltes wurden Jugendliche in Nablus erschossen, darunter auch der Freund eines Teilnehmers.

Der Prozess in dieser Gruppe verlief schwieriger als in den meisten anderen Freizeiten der Vorjahre. Wir haben uns dafür entschieden, nicht nur die Erfolge der Verständigungsprozesse zu beschreiben, sondern auch die Probleme. Dabei scheint es aber so, dass unsere Außenperspektive kritischer analysiert als die TeilnehmerInnen selbst ihre Erfahrungen beschreiben.

Fazit: Trotz aller Probleme waren die Begegnungen der jungen Menschen aus Israel und Palästina wieder ein großer Erfolg.

Meine letzte große Reise

Brief unseres VW-Busses – aufgeschrieben von Brigitte Klab

Liebe Spenderinnen und Spender,

mein Name ist VW-Bus, ich bin 21 Jahre alt und lebe mit Klaus, Brigitte und Helga in Frankfurt. Ich bin jetzt zum fünften Mal am Meer und möchte Ihnen ganz herzlich dafür danken, dass Sie mir diese abenteuerlichen Ferien ermöglicht haben. Ich bin ein sehr guter Bus. Andere in meinem Alter sind schon längst in Rente oder auf dem Schrottplatz, ich aber arbeite unermüdlich für das Projekt „Ferien vom Krieg“. Jeden Sommer düse ich, beladen bis unter das Dach, über die Alpen nach Kroatien oder Bosnien, um alles Material für das Projekt herunterzuschaffen. Dann stehe ich fast drei Monate in der Affenhitze bereit und werde als Krankentransporter oder als Kinder-Taxi benutzt.

Vor der großen Fahrt geht es erst in die nette Rödelheimer Werkstatt Leiss, die mich als Spende kostenlos repariert, und mich sogar anstandslos über den TÜV gebracht hat. Das zeigt doch, in welcher guten Verfassung ich eigentlich bin.

Aber nicht jeder traut sich, mich zu fahren. Jörn, der eigentlich nur ein paar Spendenhandtücher abgeben wollte, sich aber gleich bereit erklärte, uns zum Packen zu fahren, war sehr beeindruckt von meinen technischen Besonderheiten („Es ist 20 Jahre her, dass ich Zwischengas geben musste“) und von der Flexibilität meiner Lenkung („Hej, der schwimmt ja total“). In meine Kondition hatte er wenig Vertrauen und meinte, es brauche viele Gebete, um mich nach Bosnien zu bringen. Da seine Frau Pfarrerin ist, gab Brigitte den Auftrag gleich weiter. (Wie sich später herausstellte, muss er vergessen haben, es auszurichten)

Bei Edgar wartete schon Hiltrud und hängte zuerst mal meine hübschen Vorhänge wieder auf. Klaus Scherbaum hatte ja, wie jedes Jahr, getönt, diesmal gäbe es nicht so viele Sachspenden, aber das hatte ich sowieso nicht geglaubt. Zu Recht, bei Edgar türmte sich das Zeug auf der Straße und die PackerInnen mussten sehr gut planen. Hinten über dem Motor erlaubte Brigitte nur leicht zu entladende Kisten (sie hat ihre Erfahrungen), vorne aber wurde wieder alles einzeln reingestopft, um jedes Eckchen zu nutzen. Ganz unten hinein legten sie einen Kicker, unter dessen Fußballern Hunderte Kulis, Filzstifte, Uhus und anderes Kleinzeug Platz fanden. Darüber stapelten sie 8 Computer und 8 Bildschirme, 2 Drucker, einen Scanner, einen Ventilator (das war der Hit in Neum), 120 Flaschen Sonnenmilch und den ganzen übrigen Krempel. Frau Hofmann hatte in Karben⁷² Badehosen und 33 Badeanzüge gesammelt („Die Nachbarn gucken schon immer ganz komisch auf meine Wäscheleine“), und aus der Therme in Kassel gab's wieder säckeweise schicke Strandlaken. Für kleine Lücken fanden sich hunderte nagelneuer Kinderunterhosen, eine Spende vom Kaufhof Frankfurt. Dank genialer Planung passte alles rein.

Samstag Morgen ging es los. Auf der Autobahn waren viele Brüder und Schwestern im Weltmeisterschaftsrausch mit bunten Fähnchen unterwegs. So einen Nationalismus hätte Brigitte mir nie erlaubt, da hielt ich mit meiner Friedenstaube auf der Scheibe locker dagegen. Klaus fuhr, Brigitte häkelte,

und ich freute mich schon, weil wir flott voran kamen.

Nach einer Übernachtung ging's am nächsten Morgen um 6 Uhr los über den Brenner. Ich legte mich richtig ins Zeug und Klaus freute sich, dass er sogar einige Laster überholen konnte. Ich freute mich nicht, denn in meinem Inneren war etwas nicht in Ordnung. Mir wurde immer heißer, was Klaus nicht wissen konnte, da die Anzeige am Armaturenbrett nicht funktionierte. Glücklicherweise musste Brigitte mal wieder aufs Klo und so entdeckten die beiden auf einem Rasthof, dass mein Kühlwasser kochte. Sie waren schockiert, war doch das Wassersystem erst voriges Jahr auf unserer Fahrt ein bisschen weiter südlich komplett erneuert worden. Klaus ließ sich von zwei Offenbachern in seiner Meinung bestärken, dass nur der Überlauf, wegen der Anstrengung am Berg, auslief. Brigitte wollte das gerne glauben und mich fragte ja niemand. Sie gossen mir nur reichlich kaltes Wasser in den Kühler und beschlossen, nur noch 90 km zu fahren, mit vielen Pausen.

Aber das nutzte natürlich alles nichts. Bald war mir so heiß, dass mit einem lauten Knall ein großer Schlauch platzte. Ich schaffte es gerade noch in den Schatten unter einer Brücke und hielt direkt vor der Notruf-Säule. Klaus zog routiniert die Schutzweste über und ging los, das Warndreieck aufzustellen, Brigitte rief den Abschleppdienst an. Dann packten sie mein so intelligent geladenes Rückteil aus und besahen sich den Schaden.

Nach 25 Minuten erschien der Abschleppwagen. Der Fahrer sprach weder englisch noch deutsch und war überhaupt nicht an meinem Innenleben interessiert. Er bedeutete Klaus und Brigitte, alles wieder einzuladen und sich ins Auto zu setzen. Dann zog er mich auf seine Ladefläche und fuhr los. Ich fand es ja ganz angenehm, nicht mehr selbst fahren zu müssen, aber mein Entsetzen war doch groß, als der Fahrer uns geradewegs auf einen Schrottplatz fuhr. Hier wollte ich wirklich nicht enden. Auch Klaus und Brigitte waren geschockt, und als der Fahrer nach dem Abladen einfach wegfahren wollte, stellte Brigitte sich ihm resolut in den Weg. Schließlich landete ich in einer Werkstatt und Klaus und Brigitte in einem total sterilen Hotel, das aber zumindest die ADAC-Karte sofort akzeptierte.

Den Abend verbrachten sie deprimiert vor dem Fernseher und erfuhren am Morgen, dass der Ersatzschlauch erst in 2 Tagen eintreffen würde.

Es war klar, dass Brigitte nicht warten konnte, in 2 Tagen würde die

erste Freizeit beginnen. Sie nahm den Zug Richtung Ancona und erinnerte sich bei Rimini, wo ich 2005 unter meiner Last zusammen gebrochen war, an zwei ungeplante Sommertage am Meer. Der Mechaniker in der VW-Werkstatt war damals ganz gerührt, dass ich all den Kerschel zu den „poveri bambini“ in Bosnien bringen wollte.

Brigitte nahm abends die Fähre nach Split. Um acht Uhr morgens erwischte sie den ersten Bus nach Neum und stand schon um 11 Uhr vor Alma, unserer bosnischen Koordinatorin. Die zentnerschweren Steine, die dieser vom Herzen purzelten, konnte sie förmlich hören! Das Team hatte schon selbständig alles vorbereitet, und drei Stunden später rollten die Busse mit den Jugendlichen an. Die bosnischen Reisebusse sind übrigens auch schon alle hoch in den Zwanzigern, wahrscheinlich werde ich auch irgendwann da unten landen.

Nachdem die Mechaniker meinen Schlauch ausgetauscht hatten und den Motor ausprobierten, lief das Öl aus, und sie merkten endlich, dass ich noch ein anderes Problem hatte. Das wurde auch behoben, und um 13 Uhr konnte Klaus mit mir nach Ancona düsen. Auf der Fähre musste ich die Nacht unter Deck mit vielen PS-protzenden LKWs verbringen und außerdem auch noch auf das viele Geld aufpassen. Weil Klaus Angst hatte, dass es ihm auf Deck im Schlaf geklaut würde, hatte er es im Aschenbecher unter Bananenschalen und ein paar Kippen versteckt. Am nächsten Morgen babbelte er uns durch den Zoll und dann ging's nach Neum, wo wir begeistert begrüßt wurden.

Brigitte und Helga haben beschlossen, dass mir solche Strapazen nicht mehr zuzumuten seien, und dies meine letzte große Reise war.

Schade! Ich danke Ihnen noch einmal ganz herzlich, dass ich ans Meer fahren durfte.. Ich hoffe, dass dieses Projekt weitergeht und ein jüngerer Bus meine Arbeit übernehmen kann.

Ciao, Ihr VW-Bus



Foto: Alma Dzinic-Trutovic

Ajsa Muhamed-Begovic und Danijela Mitrovic

Wiedersehen in Srebrenica

Als wir uns am Ende der ersten Freizeit in Neum im Sommer 2006 mit Küssen und Grüßen voneinander verabschiedeten, versuchten wir uns mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen zu trösten, obwohl niemand von uns wirklich daran glaubte. Unsere Städte liegen zwar nicht allzu weit voneinander entfernt, aber es gibt kaum jemanden, der die unsichtbare Grenze zwischen der bosnischen Föderation und der serbischen Republik überschreitet. Wir glaubten, dass das Telefon die einzige Kommunikationsmöglichkeit mit unseren neuen Freunden bleiben würde. Aber, wie ein altes Sprichwort sagt, die Hoffnung stirbt zuletzt. Unsere engagierten BetreuerInnen haben es tatsächlich geschafft, ein Treffen zu organisieren. Gudrun,

die seit Jahren bei den Freizeiten mitarbeitet, mobilisierte eine französische Theatergruppe für ein Gastspiel in Srebrenica. Unsere Betreuer nutzten diese Gelegenheit, um für uns ein Wiedersehen zu organisieren. So besuchten 60 Jugendliche aus Tuzla und Zvornik ihre neuen Freunde. All diese lieben Menschen, von denen ich dachte, dass ich sie nur auf Fotos betrachten könnte, waren tatsächlich da! Wir waren alle wieder vereint und die Atmosphäre war einzigartig. Die Aufführung spiegelte das alltägliche Leben wider, mit all seinen Höhen und Tiefen; es hat uns allen sehr gut gefallen. Die Zeit verging wie im Fluge, und viel zu früh mussten wir uns wieder verabschieden. Dieses Mal konnten wir uns mit dem sicheren Gefühl umarmen, dass wir uns wiedersehen würden, denn die Gruppe aus Tuzla hat die anderen schon zum nächsten Treffen eingeladen.

Vielen Dank für diesen Tag, es ist erst der Anfang einer wunderbaren Freundschaft!

Vanja

Eine Liebe in Zeiten der Kälte oder: Junge Liebe – alte Probleme

Ich heiße Vanja. Zum zweiten Male berichte ich über Neum, über meine Geschichte dort, denn in diesem Jahr waren es für mich im Wortsinn Ferien vom Krieg. Letztes Jahr habe ich von meiner Familie berichtet. Dieses Mal möchte ich von meiner augenblicklichen Situation erzählen: Ich habe einen Freund, Toni, er ist Kroat und ich bin Serbin, wir leben beide in Vukovar. Was das heißt? Diese Beziehung ist für uns nicht leicht! Nationalität ist hier die Grundlage für alles – in welche Schule Du gehst, in welches Café, mit wem Du Deine Freizeit verbringst usw. Für mich ist das auch eine Art von Krieg, ein Krieg, der nie endet. Viele Leute wollen nicht anerkennen, dass Nationalität für uns keine Rolle spielt, dass wir einfach nur zusammensein wollen. Er spricht Kroatisch und ich Serbisch – diese Sprachen sind sehr ähnlich, aber es gibt Unterschiede – trotzdem verstehen wir uns. Es ist doch nicht entscheidend, ob wir „hleba“ für „Brot“ sagen oder „kruh“. Viele Leute wollen nicht anerkennen, dass uns das alles egal ist, dass für uns Nationalität

kein hoher Wert ist. Wir kommen wunderbar miteinander aus, unsere Beziehung ist uns sehr wichtig. Doch die Leute reden über uns, miese Beschimpfungen und üble Hetze!

Es ist nicht leicht, wenn du dir immer bewusst sein musst, dass man dich verurteilt, weil du bist, wie du bist, oder sich Andere ein Urteil über den Menschen anmaßen, den du liebst. Als gemischtes Paar ist es in Vukovar für uns extrem schwierig, die alltäglichen Probleme zu bewältigen. Ich denke oft, das wäre das Einzige, was uns trennen könnte, wenn einer von uns es nicht mehr aushält, sich ständig gegen Vorurteile und Anfeindungen wehren zu müssen, dann ist es mit uns vorbei. Davor habe ich Angst, dass wir von Anderen getrennt werden, nicht aufgrund unserer eigenen Entscheidung. Dann wären *wir* Teil der Geschichte dieser unsinnigen Kriege.

Wir waren schon vor der Freizeit in Neum ein Paar, aber die Zeit bei den „Ferien vom Krieg“ hat uns viel enger zusammengebracht. Es hat uns sehr geholfen zu erleben, dass wir nicht alleine sind, dass wir mit hundert Leuten zusammen waren, die nicht nach unserer Nationalität fragten. Wir konnten ihre Unterstützung spüren. Das war sehr wichtig für uns: Unterstützung statt Verurteilung. Deshalb bin ich dankbar dafür, ein Teil der „Ferien vom Krieg“ zu sein. Es ist schön, wenn du weißt, dass du irgendwo dazu gehörst und ich – ich gehöre zu den „Ferien vom Krieg“!



Foto: Alma Dzinic-Trutovic

Wilfriede Dieter, Sead Masetic

JA SAM TI PRIJATELJ

Nach einem Vorbereitungswochenende in Tuzla vor Beginn der Freizeiten hatten die hoch motivierten BetreuerInnen aus Serbien, Kroatien und Bosnien für die vierte Freizeit in Neum so viele friedenspolitische Workshops vorbereitet, dass wir manchmal im Scherz stöhnten: „Damit könnten wir den ganzen Balkan befrieden“.

Alle bemalten T-Shirts mit dem Satz „Ja sam ti prijatelj“ (Ich bin dein Freund) und mit der Friedenstaube und trugen diese selbstbewusst. Besonders die Jugendlichen aus Gornji Vakuf-Uskoplje und aus Vukovar, wo es noch viele Feindseligkeiten gibt, brauchen Mut, wenn sie dieses Hemd in den getrennten Schulen ihrer Städte tragen werden. Der Slogan war auch

als Hintergrund auf den Seiten der Zeitung zu lesen, die der Computerworkshop mit informativen und witzigen Artikeln füllte.

Aus der gut vorbereiteten Rallye zum Kennenlernen der Stadt Dubrovnik mit Besuchen der römisch-katholischen und der orthodoxen Kirche, der ehemaligen Synagoge und der Moschee entstand spontan eine Arbeitsgruppe zu den Religionen und ihren kulturellen Eigentümlichkeiten. Sie wurde gemeinsam vorbereitet von einem muslimischen Betreuer aus Bosnien und einer christlichen Betreuerin aus Serbien. Ein Fragenkatalog bildete den Einstieg: Welche Feiertage habt Ihr und wie feiert Ihr? Wann schenkt Ihr Euch etwas? Welche Haltung habt Ihr beim Gebet? Beten Männer und Frauen gemeinsam? Gibt es ein kirchliches Oberhaupt? Dieser Workshop hatte ein sehr schönes friedenspolitisches Ergebnis. Die Jugendlichen wollen sich in Zukunft jeweils zu den Feiertagen Glückwunschbriefe schreiben.

Aus der Fülle der anderen Workshops seien als Beispiele genannt: Menschen- und Kinderrechte, Die Gleichberechtigung der Geschlechter, Stereotype und Vorurteile, Hast Du auch Angst? Wir wachsen zusammen übers Internet! Wir lernen Shiatsu-Massage. Unbestrittenes Highlight unter den Freizeitangeboten war der Tanzworkshop, angeleitet von Sead, einem sympathischen Zwei-Meter-Mann, Technik-Student in Wien und Mitarbeiter im Jugendzentrum der geteilten Stadt Gornji Vakuf-Uskoplje.

Für mich als Beobachterin war es besonders anrührend, wie die großen Jungen ernsthaft und konzentriert Schrittfolgen einübten und in Gruppentänzen die anderen berührten. Beim zweiten Treffen am Nachmittag schauten sie schon nicht mehr so unsicher auf die eigenen Füße, sondern ließen sich mit dem Rhythmus der Musik auf die Bewegungsimpulse der anderen ein. Ich war von der zwanglosen Integration auch sehr schwieriger männlicher Jugendlichen beim Tanzen beeindruckt.

Wir hören in Gesprächen und Interviews mit den Jugendlichen, die ja noch das Grauen des Krieges miterlebt haben, immer wieder von autoritären Strukturen, Lieblosigkeit und häuslicher Gewalt bis hin zu Mord, besonders von Männern in ihrer Umgebung. Deshalb sind wir sehr froh, wenn die Jugendlichen in unseren Freizeiten männliche Bezugspersonen erleben, die andere Facetten ihrer Männlichkeit zur Entfaltung bringen: Körperkontakt spielerisch auf- und annehmen, in gemeinsamer Bewegung dem Rhythmus

folgen und das Macho-Gehabe ablegen. Sead schreibt in seinem Bericht:



Foto: Alma Dzinic-Trutovic

„Im Camp ‚Ferien vom Krieg‘ habe ich den Jugendlichen einen Tanzworkshop mit integrativen Spielen angeboten. Das Interesse der Jugendlichen war sehr groß, und fast alle haben einmal teilgenommen. Besonders viele Jungen kamen, um zu tanzen. Manchmal gab es mehr Jungen als Mädchen, und da wurde das Vorurteil abgebaut, dass nur Mädchen miteinander tanzen.

Weil die Jugendlichen sich immer erst morgens für einen Workshop in die Listen eintragen konnten, und die Zahl der TeilnehmerInnen begrenzt war, meinte abends ein Junge aus dem Waisenhaus in Banja Luka zu mir: ‚Ich stehe Morgen früh um 6 Uhr auf, damit ich beim Tanzen mitmachen kann!‘

Wir haben vor allem Gruppentänze geübt wie Sirtaki, Country, aber auch Paartänze, die den Jugendlichen besonders gefallen haben. Zwischen den Tanzsequenzen machten wir Spiele, die zu den Tänzen passen: Kennenlernspiele, Ich-Stärkung, Teamarbeit, Abbau von Vorurteilen und Einüben von

Toleranz. Abends in der Disco haben wir dann manchmal die Schritte vorgeführt und alle konnten mitmachen. Auch die BetreuerInnen und das Team waren am Tanzen interessiert, und so haben wir für den Abschiedsabend mehrere Tänze vorbereitet. Am Ende haben alle zusammen getanzt, egal woher sie kamen, und mit welchen wechselseitigen Vorurteilen sie angereist waren. Alle hatten das Gefühl, dass wir eine Gemeinschaft sind und voneinander lernen, dass wir uns lieb haben und uns gemeinsam freuen!

Das war für mich ein unvergessliches Erlebnis und ich bin mir sicher, dass die Jugendlichen noch lange ihre „Ferien vom Krieg“ und Neum in ihrem Herzen tragen werden.“

Wann wird eigentlich eine Geschichte zu meiner Geschichte?

aufgeschrieben von Mersiha Ekic

Die Geschichte eines Jeden steht im Gesicht geschrieben – manchmal schon bei den Kindern.

Der Junge, gerade 18 Jahre alt, fing an von dem zu erzählen, woran er sich erinnern kann, und was schon zehn Jahre zurückliegt.

„Ich erinnere mich“, so fing er an, „es ist so, als wäre es heute, wie Vater ging. Wir Kinder saßen unter der Bettdecke und unsere Ohren waren so groß wie die eines Elefanten. Der Vater war in Eile. Bevor er die Tür zumachte, sagte er nur: ‚Ich werde euch beschützen, und Ihr, tut Gutes und meidet das Böse.‘ Das waren seine Worte, seitdem sind schon zehn Zuckerfeste vergangen. Das Zuckerfest war für uns Kinder das Fest, was wir nicht verpassen konnten. Und so zählten wir eines nach dem anderen und beteten, unser Vater würde uns vor den Kugeln, die manchmal aus dem Nichts hagelten, beschützen. Ich habe mich immer gefragt, ob hinter diesem ‚Nichts‘ wirklich Menschen waren, die auf uns schossen, und ob sie unsere Gesichter sehen konnten.

Meine Schwester führte schon damals ein Tagebuch. Sie schreibt nun nichts mehr rein, denn es ist schon voll. Versteckenspielen machen wir auch

schon lange nicht mehr. Aber mein Vater, mein Vater ist noch nicht zurückgekommen. In ein fremdes Land gingen wir fort. Die Mutter sagte; ‚Der Vater kommt nach‘, doch dort taten wir allein Gutes, das Böse hatten wir in der Heimat zurückgelassen. So dachten wir und lebten und lernten und spielten. Die Briefe für den Vater habe sie immer abgeschickt, versicherte uns Mutter mit leiser Stimme. Manchmal weinte sie und sagte, die Postzustellungen für Deutschland seien nicht verlässlich und die Telefonleitungen in Bosnien beschädigt, wir sollten das tun, was der Vater gesagt hatte.

Ich strengte mich besonders an, und mein Lehrer in Deutschland war auch so groß wie mein Vater, und er wusste auch so viel. Meine Zensuren reichten für die Versetzung auf eine Gesamtschule aus. Ich wollte viel lernen, um zu wissen, was das Gute ist und wann ich das Böse meiden soll.

Als Mutter sagte, wir würden nach Bosnien zurückgehen, freute ich mich, meinen Vater endlich zu sehen. Ich hatte nach der langen Zeit vergessen, was Heimat ist, aber ich wusste, dass ich jetzt ein *Heimkehrer* war. Aber was einen Heimkehrer ausmacht, wusste ich nicht. ‚Mein Vater wird es mir erklären können‘, dachte ich.

Neulich besuchten wir das Grab meines Vaters, meine Mutter weinte nur. Ich hörte seine Worte ‚Ich werde euch beschützen, und Ihr – tut Gutes und meidet das Böse‘. Wie das geht, vor allem in diesem Land, in dem ich immer noch als Heimkehrer lebe, weiß ich immer noch nicht. Die Worte meines Vaters klingen noch laut in mir.“

Der Junge hielt die ganze Zeit, während er erzählte, die Hände ineinander gelegt und schaute in die Ferne. Seine Augen schienen nicht aus dem Traum erwacht. Er fragte nur: „Wann wird eigentlich eine Geschichte zu meiner Geschichte?“

Edgar Weick

Friedensfähig werden – mit Kung Fu

Friedensfähig werden – dieses weit gesteckte Ziel gehört zum Kern unseres Projekts. Wir reden nicht allzu oft darüber, was wir uns darunter vorstellen, und wie wir glauben, dass dieses Ziel auch zum konkreten Programm und erlebbaren Inhalt unserer Freizeiten wird. Wir sind überzeugt, dass die Vielfalt der Begegnungen, die die Kinder und Jugendlichen finden und natürlich auch die friedenspädagogisch orientierten Workshops Anstrengungen sind, diesem Ziel näherzukommen. Was sein sollte und nicht sein darf, darüber könnten wir Aussagen machen. Und in diesen Aussagen hätte wahrscheinlich ein Training in einem chinesischen Kampfsport keinen Platz gehabt.

Genau das hat Amir Zoniæ, ein außerordentlich sympathischer Junge aus Tuzla – und wie sich dann so nach und nach herausstellte, ein vielfältig talentierter dazu – bei unserer Freizeit angeboten: Einen Kung-Fu-Workshop. Der Workshop war bei den Kindern und Jugendlichen vom ersten Tag eines der attraktivsten Angebote und provozierte natürlich die Frage, wie sich ein Kampfsport-Training mit unserem friedenspolitischen Konzept verträgt. Amir konnte mit einem kurzen Vortrag auf unserer abendlichen Versammlung sehr kompetent Auskunft geben und uns alle überzeugen. Und weil dieser so spontan angebotene Workshop auch ein so einmalig schönes Erlebnis war, soll er hier wenigsten kurz erwähnt werden.

Amir schreibt mir: „Auf den ersten Blick sieht diese Sportart nach Gewalt aus, einer Gewalt, die im Widerspruch steht zu ‚Ferien vom Krieg‘. Wenn Du sie aber genauer betrachtest, enthält sie eine Menge von spannenden und beruhigenden Elementen. Kung Fu wurde von den Mönchen des tibetischen Klosters Shaolin entwickelt und mit dem Buddhismus in China verbreitet. Die Hauptidee des Buddhismus ist Friede, und die Mönche waren friedvolle, nicht aggressive Menschen. Da sie wertvolle Dinge bei sich hatten, Gold und Silber u.a., wurden sie immer wieder Ziele von Dieben und Aggressoren. Sie mussten sich verteidigen und entwickelten so eine Methode des Kämpfens, ohne den Gegner zu verletzen. Wir lernen durch Kung Fu, unsere negative Energie umzuwandeln in ein friedliches Verhalten.



Kung Fu-Workshop; Foto: Edgar Weick

Ich habe so viel positive Energie während des Workshops empfunden, und es war wunderbar, während des Lernens die glücklichen Gesichter der Kinder zu sehen. Sie lernten zu kämpfen, aber nicht nur physisch mit Armen und Beinen, sondern psychisch mit dem Herzen und ihrem Kopf.“

Kung Fu habe ich selbst in den wenigen Stunden, in denen ich ebenfalls an diesem Workshop teilgenommen hatte, als eine Kampfkunst erlebt, gar nicht so sehr als Sport, denn es gehörte höchste Kunstfertigkeit der Bewegung, höchste Konzentration und Selbstbeherrschung dazu, den „Angreifer“ unter dem Gebot der eigenen Gewaltlosigkeit abzuwehren. Wer an diesem Workshop teilnahm, konnte an sich selbst die gewonnene Stärke als Ausdruck eines Selbstbewusstseins und einer Fähigkeit spüren. Sie zielte nicht auf Unterwerfung des Gegners, sondern auf einen kunstvollen gewaltfreien Umgang mit ihm. Es gab fast kein schöneres Beispiel dafür,

wie man die Fähigkeit zum friedlichen Umgang als Sport trainieren kann. Amir und seinem Freund Amar haben wir zu danken. Beide wären gerne wieder dabei. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass Amir und Amar auch exzellente Musiker waren und ein ganzes Abendprogramm gestalten konnten.

Edin Bajric

Meine Zeit bei den „Ferien vom Krieg“

Ich komme aus Kozarska Dubica (früher Bosanska Dubica) im Nordwesten Bosniens an der Grenze zu Kroatien. Während des Krieges wurden hier die Muslime und Katholiken von den bosnischen Serben vertrieben. Meine Familie konnte im Rahmen des Programms „Den Winter überleben“ nach Deutschland kommen, wo wir bis heute leben.

Wir flüchteten 1993 in einem großen Konvoi nach Kroatien. Schon Wochen vorher begannen meine Mutter und ich, auf dem Markt Kleinigkeiten aus unserer Wohnung zu verkaufen. Wir sagten den Leuten, wir brauchten das Geld für Lebensmittel. Wir mussten unsere Flucht geheim halten, bis der Konvoi losfuhr. Es war kein weiter Weg, aber er wird mir mein Leben lang in Erinnerung bleiben. Wir riskierten, angegriffen und gedemütigt zu werden, vielleicht auch gar nicht durchzukommen. Auf der Strecke bis zur Grenze wurden wir ständig aufgehalten und erniedrigt. Die Menschen kamen aus ihren Häusern, lachten uns aus und verfluchten uns. An unterschiedlichen Stellen der Strecke hatten sich Soldaten in kleinen Gruppen postiert, die den Konvoi stoppten. Sie zählten die Insassen der Autos und verlangten dann Geld. Oft war einer unter ihnen, der im Kampf ein Bein oder einen Arm verloren hatte. Dafür gaben sie uns die Schuld und bedrohten meinen Vater mit ihren Gewehren. Diese 40 km von meiner Stadt bis zur kroatischen Grenze waren die „längste“ Strecke meines Lebens. In Kroatien kamen wir in ein Aufnahmelager. Von dort aus ging es nach zwei Wochen weiter nach Hannover in Deutschland.

Nach dem Krieg konnten in meiner Heimatstadt die Vertriebenen wieder

in ihre Häuser zurückkehren, und viele serbische Flüchtlinge ließen sich ebenfalls dort nieder. Immer wenn ich meine Oma dort besuchte, fühlte ich mich sehr unbehaglich, denn das Klima war distanziert, eher ein Nebeneinander-Leben, kaum ein Miteinander. Meine ehemaligen SchulkameradInnen waren fast alle geflüchtet und nicht mehr zurückgekehrt. Ich kam mir einsam und fremd vor in meiner alten Heimat.

Dann las ich die Broschüre über die „Ferien vom Krieg“ und war stark berührt von den Berichten, die so viel mit meiner eigenen Situation und meinen Gefühlen zu tun hatten. Für mich war die Beteiligung bei den „Ferien vom Krieg“ zugleich der erste Schritt, mich meinen Erinnerungen und Vorurteilen zu stellen, mich in die Lage der „Anderen“ zu versetzen, viele Dinge zu überdenken. Ich entschied, auf die „Anderen“ zuzugehen, wenn sie nicht den ersten Schritt machten.

Ich setzte mir das Ziel, während der Freizeit einen kurzen Dokumentarfilm über das Leben von Jugendlichen in Bosnien zehn Jahre nach Kriegsende zu drehen. Als Ansporn dienten mir meine persönlichen Erlebnisse. Ich finde es nicht in Ordnung, nur die eigene Seite als Opfer zu sehen, denn ich weiß nicht, wie es den „Anderen“ ergangen ist, oder was sie in der Zeit erlebten, als ich in Deutschland war. Wir sind alle Opfer des Krieges, und das sollte meine Arbeit wiedergeben.

Bei den Interviews mit den Jugendlichen wurde deutlich, wie ähnlich die Fluchtgeschichten verlaufen sind. Die einen sind von A nach B geflüchtet und die anderen von B nach A. Ihre Wege haben sich gekreuzt, und nun leben sie in der Stadt der „Anderen“, und die „Anderen“ leben in ihrer Stadt.

Meine Interview-PartnerInnen waren 14 bis 17 Jahre alt und hatten kaum bewusste Erinnerungen an ihre Flucht. Aber sie sahen ihre heutige Lage und wussten, dass der Krieg die Ursache ist für

- die Vertreibung aus ihrer Heimatstadt,
- die getöteten Familienmitglieder und die Zersplitterung der Familie,
- die Arbeitslosigkeit ihrer Eltern und die schlechte finanzielle Lage der ganzen Familie,
- die eingeschränkten Möglichkeiten zur Umsetzung eigener Ziele,

- die Perspektivlosigkeit, die oft nur den Wunsch nach Auswanderung übrig lässt.

Einige Jugendliche berichteten, ihre Eltern hätten ihnen ans Herz gelegt, sich doch während der Freizeit nicht mit den „Anderen“ abzugeben, doch das vergaßen sie vor Ort ganz schnell. Bei den Interviews stellte ich zum Schluss immer dieselbe Frage: „Wenn du die Möglichkeit hättest, allen deinen Landsleuten etwas mitzuteilen, was würdest du ihnen sagen?“ Dabei sind interessante Aussagen herausgekommen, wie z.B:

„Dass sie sich respektieren sollen, unabhängig von ihrer Glaubensrichtung.“

„Die Erwachsenen sollen die jungen Menschen nicht so stark bei der Bildung ihrer Meinung beeinflussen, sondern ihre eigenständigen Ansichten akzeptieren“

„Sie sollen gemeinsam daran arbeiten, dass sich der Krieg nicht wiederholt, weil jeder Krieg grausam ist.“

Viele der Jugendlichen kamen aus ganz armen Verhältnissen und waren noch nie am Meer gewesen. Sie freuten sich, dass bei dieser Freizeit keine Unterschiede gemacht wurden. Sie konnten es kaum erwarten, zu Hause über die tolle Zeit und die neuen Freunde zu berichten.

Für mich bedeuten die „Ferien vom Krieg“ endlich eine Möglichkeit, etwas für das friedliche Zusammenleben in unserem Land zu tun. Damit wir lernen zu verzeihen und darüber zu reden, was uns bedrückt. Meine Tage dort haben mir neue Sichtweisen eröffnet und mich darin bestärkt, das Unbehagen in meiner Heimatstadt zu überwinden und auf die Menschen zuzugehen. Mein nächster Schritt wird sein, meinen Film in Bosanska Dubica zu zeigen und über meine Tage in Neum zu berichten.

Der Krieg hat meine Kindheit und meine Freundschaften zerstört. Ich dachte, dass ich diese Dinge nie zurückbekommen würde. Während und nach meinem Aufenthalt in Neum hatte ich das Gefühl, dass meine Freunde und ein Teil meiner Kindheit für mich wieder lebendig wurden. Auch die Liebe zu meiner Muttersprache kehrte beim Übersetzen zurück. Ich bin froh, dass ich hautnah erleben durfte, was zwei Wochen „Ferien vom Krieg“ bewirken können.

Auszüge aus den Protokollen der KoordinatorInnen

1. Gruppe: Brigitte Klaß

Die Gruppe ist ausgesprochen heterogen. Aus Srebrenica kommen muslimische und serbische Jugendliche, aus den Rückkehrerdörfern nur Muslime, 36 Jungen. Und so sind Serben und Mädchen in der Minderzahl. Es war für Alma, unsere bosnische Koordinatorin, sehr schwierig, mit den Jugendlichen und Eltern aus den Dörfern Vorbereitungstreffen zu organisieren, weil die Ortschaften sehr verstreut liegen. Wegen Pass- und anderer Probleme standen die TeilnehmerInnen erst sehr spät fest, und es gab viele Wechsel in letzter Minute. So haben wir einige Jugendliche, die praktisch nichts über das Projekt wussten. Die Betreuer kannten keinen der 36 Jungen, was uns doch einige Probleme bescherte. Da ich wegen der Panne mit unserem VW-Bus erst 3 Stunden vor dem Eintreffen der Gruppe in Neum ankam, hatten wir auch keine Gelegenheit, über diese Probleme zu sprechen.

Die Kinder aus den Rückkehrerdörfern kommen alle aus sehr schwierigen sozialen Verhältnissen, einige haben den Vater verloren, fast alle Eltern sind arbeitslos. Ein Vater sitzt im Gefängnis, weil er bei der Rückkehr im Streit um sein Haus einen Mann getötet hat. Die meisten Jugendlichen haben nur zwei offenbar für die Freizeit neu gekaufte T-Shirts dabei, die sie abwechselnd tragen und waschen. Ich bedaure sehr, dass ich kaum Kleiderspenden für Jungen habe.

In den Dörfern steht die Arbeit unserer Partnerorganisation Amica erst ganz am Anfang, daher sind von dort keine serbischen Jugendlichen gekommen. Alma meint aber, so schwierig wie sich das Zusammenleben dort gestalte, sei es schon ein Riesenerfolg, dass die Eltern ihre Kinder überhaupt mit Serben zusammen in Urlaub schickten. Hintergrund sei die bittere Armut und der Wunsch, ihren Kindern diesen Urlaub zu schenken.

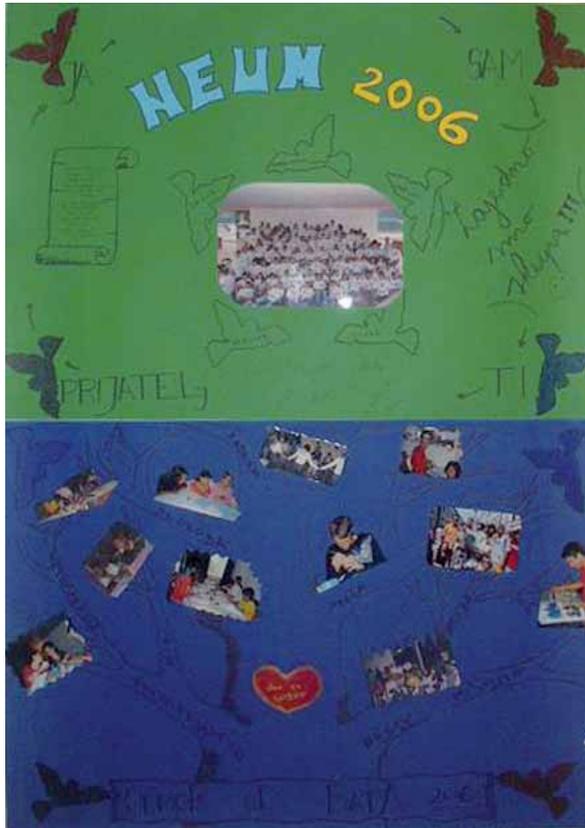
Wir haben überlegt, wie wir die Botschaft der Ferien in diese isolierten Dörfer bringen können. Klaus bietet einen Workshop an, in dem die Jugendlichen für jedes Dorf eine kleine Ausstellung/Wandzeitung mit Fotos und Texten herstellen, die sie daheim in ihrem Club aufhängen und so ihre

Erlebnisse mit den „Anderen“ veranschaulichen können. Auch die bemalten T-Shirts sollen die gemeinsamen Ferien öffentlich machen. Der Slogan, für den sich die Jugendlichen mit großer Mehrheit entscheiden, verbreitet die Botschaft ganz treffend: „Wir leben alle unter demselben Himmel“.



Foto: Brigitte Klaß

Mit der Einrichtung inhaltlicher Workshops hatten wir Probleme. Zuerst wollten alle nur malen oder Armbänder aus Perlen auffädeln. Wir haben das jetzt so gelöst, dass wir jeweils einen inhaltlichen Workshop und einen kreativen koppeln. Morgens Tanz- oder Aerobic-Kurs, nachmittags wird diskutiert. Das läuft ganz gut. Gleich am ersten Tag hat eine Gruppe großer Jungen mit einem Betreuer den Song unserer Freizeit gedichtet, auf die Melodie eines bekannten Fußball-Liedes. Thema ist die gemeinsame Zukunft. Dieses Lied sangen wir jeden Abend zusammen.



Wandzeitung zur Präsentation in einem Rückkehrerdorf

Foto: Alma Dzinic-Trutovic

2. Gruppe: Hiltrud Gass

Gestern waren wir am Pool. Es gab „Cocktails“ und Musik. Die Stimmung war ausgelassen und fröhlich. Teelichter sorgten am Schluss noch für eine romantische Stimmung. Als wir zurückkamen, bemerkten wir, dass in ein Zimmer eingebrochen worden war. Alles war durchwühlt. Zwei Jungen wurde Geld gestohlen, ein Photoapparat fehlte. Sogar der Koffer eines

Jungen war weg mit all seinen Habseligkeiten. Am nächsten Abend waren die Jugendlichen in der Disco. Gegen 22.30 Uhr wurde ein neuer Einbruch bemerkt, und wir mussten schließlich wütend und hilflos feststellen, dass in insgesamt sechs Räume eingebrochen worden war. Die Holztüren waren aufgebrochen, die Zimmer durchwühlt. Ein Handy, eine Uhr, eine Reisetasche und Geld waren verschwunden. Angst machte sich breit. Wieder wurde die Polizei alarmiert. Waren die Beamten schon beim erstenmal nicht sehr hilfreich, weil sie die Jugendlichen in strengem Ton belehrten, es hätte keinen Einbruch gegeben, wenn sie die Balkontüren geschlossen hätten, beschuldigten sie nun die Kinder, sich gegenseitig zu bestehlen. Olivera, eine der Bereuerinnen, wies die Polizisten mit selbstsicherer Stimme und wohlgewählten Worten zurecht. Die Jugendlichen applaudierten. Die Betreuer haben dann zeitweise einen Wachdienst organisiert.

3. Gruppe: Sonja Tesch

Auch bei uns gab es gleich in der zweiten Nacht einen Vorfall: In einem Zimmer im ersten Stock brachen abends fünf junge Männer die Tür auf und fragten die zwei anwesenden Mädchen, wo die anderen seien. Als diese geistesgegenwärtig antworteten, dass alle gleich mit der Betreuerin zurückkämen, verschwanden die Typen. Wir erreichten dann beim Hotel, dass die Zimmer im 1. Stock Telefone bekamen. Ich habe die Mädchen aufgefordert, sofort die Rezeption anzurufen, wenn ihnen etwas unheimlich oder bedrohlich erschiene. Jedenfalls haben die Telefone sehr zur Beruhigung beigetragen.

Leider hatten wir etliche Jungmänner dabei, die sich scheinbar für nichts interessierten. Wir versuchten, ein möglichst breites Angebot an Workshops zu bieten und manchmal klappte es doch, sie zu motivieren (z.B. zum Malen). Später haben gerade sie zu unserer Überraschung die tollsten Dankesbriefe an die Spender geschrieben!

Es erstaunt mich immer wieder, wie die jungen Damen mit Inbrunst Perlenkettchen auffädeln.

4. Gruppe: Wilfriede Dieter

Wir haben die Ergebnisprotokolle der Tuzlaer Fortbildung und die Beschlüsse des Vorbereitungstreffens in Frankfurt beim Sastanak (abendliche Konferenz) besprochen und über die geplante Vernetzung im Internet etc. berichtet. Wie gesagt, ein hoch motiviertes Team bot wirklich gute inhaltliche Workshops in großer Zahl an. Allerdings herrschte kühles und feuchtes Wetter. Baden und Sport waren tageweise nicht möglich.

Zum erstenmal gab es eine kroatische Shiatsu-Therapeutin. Sie war bestens integriert und bei allen beliebt und geschätzt.

Alma Dzinic-Trutovic

Das Treffen in Sombor

Mitte August vergangenen Jahres, nach 12 gemeinsamen Tagen am Meer, fuhren die Gruppen der gemeinsamen Freizeit wieder zurück nach Sombor in Serbien, nach Vukovar in Kroatien, nach Banja Luka in der serbischen Republik Bosniens, nach Tuzla in der bosnischen Föderation und in die zwischen Kroaten und Muslimen hermetisch geteilte Stadt Gornji Vakuf-Uskoplje. Beim Abschied flossen viele Tränen. Bei jeder Freizeit entstehen viele Freundschaften, und die Jugendlichen wissen, dass sie kaum eine Möglichkeit haben werden, sich wiederzusehen. Nicht nur weil die Kontakte zu Hause unerwünscht sind, sondern auch weil man zum Überqueren der Grenzen neben den Fahrtkosten einen teuren Pass braucht. Doch dieses Mal gab es einen Hoffnungsschimmer.

Viele Jugendliche waren in Kontakt geblieben, einige über den Chatroom auf der Internetseite „www.odmor od rata“, andere über SMS. Dabei kam sehr oft die Frage auf, wann und wo das Wiedersehen endlich stattfinden würde. Die BetreuerInnen standen in Verbindung und planten ein Treffen in Sombor. Dort bemühten sich Valeria und Jasmina um Übernachtungsmöglichkeiten bei Jugendlichen, die an der Freizeit teilgenommen

hatten. Das war nicht einfach, denn die berühmte Gastfreundschaft des Balkan gilt nicht überall auch für Angehörige der verfeindeten Ethnien, außerdem sind die Wohnverhältnisse bei vielen Familien sehr beengt.

Am 19. Januar fuhren wir schließlich los. Die Aufregung war so groß, dass wir den Regen, der uns auf dem Weg begleitete, nicht einmal bemerkten. Er hat uns auch nicht gestört, als wir vor der Wirtschaftsschule in Sombor aus dem Bus stiegen, wo unsere Gastgeber warteten. Umarmungen, Küsse, Freude, Glück, Zufriedenheit, Liebe, Tränen, Lachen – viele Gefühle kamen dort zum Ausbruch.

Nach kurzem Beisammensein in der Schule wurden wir von unseren Gastgebern über den Übernachtungsplan informiert. Anschließend hatten die jugendlichen Gäste Zeit, sich mit den FreundInnen aus Sombor in der Stadt zu amüsieren. Die BetreuerInnen besuchten gemeinsam eine Theatervorstellung und übernachteten anschließend bei den KollegInnen aus Sombor.

Am nächsten Morgen trafen wir uns alle im Zentrum der Stadt, von wo aus wir zu einer Stadtführung aufbrachen. Wir besuchten das Gebäude der Kreisverwaltung, das Theater und natürlich die Donau. Dann kehrten alle in die Wirtschaftsschule zurück, wo unsere Gastgeber einen Workshop für alle Anwesenden organisierten. Am Ende haben wir gleich zwei Geburtstagskinder gefeiert! Wir überraschten sie mit einer Torte, überreichten ihnen ein symbolisches Geschenk und sangen ein Lied, ganz wie bei den „Ferien vom Krieg“. Im Anschluss an die Feier fuhren wir alle mit dem Bus zu einem Konzert in der Kirche von Miletic. Im Chor sangen zwei Mädchen aus unserer vierten Freizeit in Neum mit. Der schönste Moment war, als der Chor extra für uns den Refrain unseres selbstgedichteten Liedes sang, das wir jeden Abend in Neum gemeinsam angestimmt hatten. Abends – manche bis in den frühen Morgen hinein – waren wir mit unseren Gastgebern zusammen in verschiedenen Diskotheken und Cafés unterwegs. Das war für viele der Gäste aufregend, insbesondere weil in Tuzla und Banja Luka das abendliche Ausgehen bereits um 23 oder 24 Uhr endet.

Unsere Gastgeber haben alles gegeben, und die Organisation war wirklich perfekt. Sie bemühten sich, die Jugendlichen möglichst in Stadtnähe unterzubringen und bestehende Freundschaften zu berücksichtigen. Wichtig war auch, dass diejenigen Jugendlichen, die niemanden

aufnehmen konnten, dennoch die ganze Zeit mit den anderen verbringen konnten. Ein Mädchen hat als Zeichen ihrer Aufmerksamkeit kleine Vasen aus Eiern gebastelt, diese mit Blumen gefüllt und den Gästen überreicht. Natürlich kamen auch eine Reihe von Jugendlichen vorbei, die in den Vorjahren an den „Ferien vom Krieg“ teilgenommen hatten, um uns zu treffen.

Es ist sicher, dass dieses Wiedersehen eine Spur in den Herzen und Köpfen aller Teilnehmer hinterlassen hat. Mit diesem Treffen hat das Projekt eine neue Dimension bekommen, indem es viele neue Gesichter einbezogen hat, und zwar die Eltern, Verwandten, Nachbarn und Freunde der Jugendlichen. Die Liebe wird in uns allen fortbestehen und gibt uns die Kraft, unsere Freundschaft zu bewahren.

Die Trennung fand wieder unter Tränen statt, jedoch war sie nicht so schmerzhaft wie zuvor, denn wir sind sicher, dass diese Geschichte nicht zu Ende ist. Im Frühjahr planen wir ein Treffen in Tuzla und im Herbst ein weiteres in Banja Luka. Bereits im Bus haben wir uns darüber unterhalten, was wir unseren Gästen dann zeigen wollen.

Silke Maier-Witt

Albanische und serbische Jugendliche aus dem Kosovo machen gemeinsam Urlaub in Montenegro

Bereits sehr frühzeitig begannen wir mit den Vorbereitungen. Fast 25 Jugendliche hatten im Rahmen eines anderen Projektes bereits an Workshops zur Konfliktbewältigung, Identität und Überwindung von Vorurteilen teilgenommen. Diejenigen, die regelmäßig bei den Sitzungen mitgearbeitet hatten, bildeten den Grundstock für die Freizeit in Ulcinj. Ebenfalls sehr frühzeitig wurde festgelegt, wer als BetreuerIn arbeiten würde.

Wie immer, lief alles anders als geplant. Die Roma hatten sich anfangs beschwert, dass wir zu wenige Plätze für sie reserviert hatten. Am Ende kamen aber nur vier von ihnen, einer erschien einfach nicht am Abreisetag. Auch die Roma-Betreuerin informierte uns einen Tag vor der Abreise, dass

sie wegen Krankheit ihrer Mutter nicht mitkommen könne. Wir fanden noch kurzfristig eine Serbin, die bereit und willens war, ihre Aufgabe zu übernehmen.

Auch auf der serbischen Seite gab es wieder Probleme. Hier geht es in jedem Jahr darum, dass die orthodoxe Kirche für viele Kinder und Jugendliche Ferienreisen nach Griechenland organisiert. Der Termin steht nie fest, und am Ende werden wir in jedem Sommer überrascht. In diesem Jahr führte es vor allem dazu, dass wir leider sehr wenige serbische Mädchen gefunden haben, die mitreisen wollten. Am Ende bestand die Gruppe aus 12 SerbInnen, vier Roma und 23 AlbanerInnen.

Ich hatte mir vorgenommen, die Jugendlichen und die BetreuerInnen in die Vorbereitungen mit einzubeziehen. Auf drei Vorbereitungsseminaren erarbeiteten wir Regeln und Ideen für den Tagesablauf und die Gestaltung von Workshops.

Die Zeit in Ulcinj

Bei der Ankunft wurden wir vom Direktor des Hotels sehr unfreundlich empfangen. Es gab keinen Willkommensgruß, er drohte sofort mit der Polizei, falls die Jugendlichen undiszipliniert seien. Diese Begrüßung ärgerte mich sehr. In meinem holprigen Serbisch beschwerte ich mich darüber. Das führte dann zu einer Einladung beim Direktor, und in der Folge fragte er mich täglich, ob alles in Ordnung sei, lud mich zum Kaffee ein und war sehr freundlich. Auf unsere Wünsche, insbesondere bei der Auswahl der Speisen, wurde immer eingegangen.

Die ersten Tage war das Wetter schlecht, die Wellen waren so hoch, dass wir nicht ins Wasser konnten. Das änderte sich jedoch später. Es wurde sehr heiß und das Meer war ruhig, ideale Bedingungen, um Schwimmen zu lernen oder im Wasser zu toben. Am Abend fand immer ein Treffen aller Jugendlichen statt, wo der Plan für den nächsten Tag besprochen wurde. Insgesamt wurden vier Workshops durchgeführt. Die Themen waren: Moralische Bewertung von Verhalten, Liebe, Zukunftsaussichten und ein Workshop zur Auswertung und Weiterführung der Freizeiten.

Auf besonderen Wunsch aller Beteiligten organisierten wir eine

Tagesfahrt nach Budvar, zwei Mal waren wir in der Stadt, einmal wurde eine Bootsfahrt organisiert, die den Jugendlichen sehr gefiel. Nach einigen Diskussionen gingen alle zusammen in die albanische Disco, wo sie sehr freundlich empfangen wurden und auch serbische Musik gespielt wurde. Eine Disco organisierten wir selbst. Leider hatten die Gruppen nichts für den Abschlussabend organisiert. Dennoch entwickelte sich eine Party, wo alle ohne Unterschied miteinander feierten.

Die Shiatsu-Masseurin war wirklich eine Bereicherung. Sie hatte einen sehr guten Kontakt zu den Jugendlichen, organisierte Frühgymnastik und einen Workshop zum Erlernen einfacher Massagetechniken. Sie versuchte, beide Sprachen zu lernen, und die Jugendlichen schätzten sie sehr.

Die Zusammenarbeit der verschiedenen ethnischen Gruppen war sehr gut. Lediglich die Roma sonderten sich ab und waren nur schwer zu gemeinsamen Aktionen zu bewegen. Der Älteste der Gruppe wollte nicht fotografiert werden. Er konnte jedoch nicht verhindern, dass zwei Mitglieder der Gruppe am Ende doch mit den anderen kommunizierten. Auch in der Einschätzung der TeilnehmerInnen war die Freizeit ein voller Erfolg. Die Jugendlichen von Rahovec (albanischer Teil) und Orahovac (serbischer Teil) sind in der im Kosovo seltenen Lage, dass sie sich fast problemlos miteinander verständigen können, denn in dieser Gegend gibt es einen besonderen Dialekt, den beide Seiten sprechen. Die Jugendlichen der Freizeit sind fest entschlossen, sich auch im Alltag zu treffen, miteinander zu feiern und gemeinsame Aktionen zu planen.

Kitty Schmitz-Neuber

Als Shiatsu praktikerin in Ulcinj/Montenegro

Im Vorfeld zu diesem Projekt war ich etwas aufgeregt, da ich noch keine Erfahrung mit Gruppenprojekten hatte und auch noch nie auf dem Balkan war.

Neugierig geworden durch eine Vorstellung der „Ferien vom Krieg“ an meiner Shiatuschule und durch die Erzählungen von einigen Bekannten und Freunden, die bereits im letzten Jahr die Freizeit begleitet hatten, traue ich mich und trete die Reise nach Ulcinj an.

Einundvierzig Kinder und fünf Betreuer sind aus dem Kosovo angereist. Am ersten Tag soll ich den Kindern erklären, was Shiatsu ist. Es steht kein Gruppenraum zur Verfügung, und da es stark regnet, muss die Vorstellung meiner „Massage“ etwas spärlich ausfallen. Alle interessierten Kinder drängen sich in einem Bungalow, in dem sonst drei Personen leben. Ich verspreche jedem Kind, das möchte, eine Behandlung, und darüber hinaus, falls sich das Wetter bessern sollte, jeden Morgen Gymnastik am Strand und einen Workshop, in dem sie selber massieren lernen können. Einige Kinder tragen sich daraufhin gleich in eine Liste ein, und ich fange sofort mit den Massagen an.

Ich habe einen Bungalow für mich allein, in dem ich lebe und behandle. Ich baue ihn so um, dass ich eine angemessene und schöne Arbeitsfläche habe. Über die an die Wand gestellten Betten hänge ich Tücher und bunte Vorhänge. Mein „Futon“ ist aus so vielen Decken zusammengeschichtet, wie ich auftreiben kann. Da ich nicht darauf warten möchte, bis sich die Kinder von selbst in meinen Plan eintragen, verbringe ich viel Zeit damit, mit ihnen Kontakt herzustellen und zu kommunizieren. Mit einigen ist das nicht schwer, da sie Englisch sprechen oder einzelne sogar Deutsch. Häufig muss ich aber auch mein kleines Heft zücken, in dem ich mir einige Sätze auf Albanisch und Serbisch notiert habe, oder ich sehe mich nach einem Übersetzer unter den Kindern um.

Dieses Kommunizieren erscheint mir als wichtiger Teil meiner Arbeit, denn es kann bereits Vertrauen und Offenheit schaffen. Dazu gehört auch,

dass ich an Ausflügen teilnehme, zweimal geht es in die Stadt, einmal machen wir eine Bootstour. Ich erlebe die Kinder und sehe ihr Potential, ihre Kraft und Lebendigkeit, aber teilweise auch ihre Schwächen und Ängste. Deutlich ist, dass die Jugendlichen zuerst einmal in ihren ethnischen Gruppen bleiben. Einige sind unbefangen und schließen schnell Freundschaft mit Kindern anderer Herkunft, das sind aber eher Ausnahmen. Von Tag zu Tag aber ergeben sich mehr Berührungspunkte, und es kommt zu Vermischungen der Gruppen in den Workshops, beim „Feierabend“ oder einfach so.

An manchen Tagen bin ich also viel mit dem Kontaktknüpfen beschäftigt und gebe nur zwei bis fünf Behandlungen. An anderen Tagen sind die Pläne dann aber voll, und ich gebe bis zu zehn „Massagen“. Die Jugendlichen behandle ich ca. 30 Minuten, die Betreuer nach dem Abendessen mit mehr Zeit. Jedes Kind und jeder Betreuer bekommen eine Behandlung. Viele möchten eine zweite oder auch eine dritte. Ich entscheide „aus dem Bauch“, wen ich ein zweites Mal behandle. Einige können noch einmal kommen, weil ich von ihnen glaube, dass die Behandlung wichtig für sie ist, andere, weil sie mich mehrfach fragen und bitten.

Ursprünglich dachte ich, dass ich jüngere Kinder behandeln würde. So brachte ich buntes Faltpapier und Buntstifte mit. Obwohl meine ‚Klienten‘ schon etwas älter sind, bitte ich trotzdem alle, die ich behandle, mir ihre Namen auf ein buntes Papier zu schreiben und/oder etwas zu malen. Fast alle sind meiner Bitte nachgekommen und haben etwas gemalt oder mir ein kleines Feedback geschrieben. Diesen ruhigen, schöpferischen Moment nach der Behandlung scheinen die Meisten zu genießen. Ich bin erstaunt und freue mich, was auf diesen Papieren alles entsteht. Ich hänge die Zettel in meinem Arbeitsraum auf, und von Behandlung zu Behandlung wird der Raum schöner und bunter.

Mirko, ein serbischer Junge, bleibt mir besonders in Erinnerung. Er lässt seinen Kumpel übersetzen, dass er sich nicht von mir berühren lassen möchte. Na gut, kein Problem, ich zwingt niemanden zu seinem „Glück“. Am sechsten Tag biete ich einen Shiatsu-Workshop an, zu dem auch Mirko kommt. Er ist engagiert bei der Sache, und ich habe das Gefühl, dass es ihm gut gefällt, behandelt zu werden und selbst zu behandeln. Nach dem Seminar

spricht er mich wiederum mit seinem Übersetzer an, er habe Rückenprobleme und wolle jetzt doch zu mir zur Massage kommen. Ich unterhalte mich etwas mit ihm, und er kommt noch am selben Tag zum Shiatsu. Mirko ist deutlich übergewichtig und mir scheint, dass er sich in seinem Körper nicht gut fühlt und sich etwas schämt. Ich behandle ihn, wie ich immer versuche zu behandeln. Ich gebe durch ihn meine Liebe in die Welt, ich berühre ihn, ich nehme ihn an, ich bewege ihn. Das Feedback, das er mir nach der Behandlung aufschreibt, lobt die Massage in den höchsten Tönen. Die Zeit der Behandlung sei bis jetzt die schönste bei der Freizeit gewesen. Ich behandle ihn am letzten Tag ein zweites Mal. Bei der kleinen Abschiedsparty fragt er mich, ob es Bücher über diese Massage gäbe, er wolle sie auch gerne lernen. Bei Mirko hat Shiatsu in diesen Tagen etwas bewegt.

Für die meisten war es hoffentlich ein schöner Moment von vielen. Mein Bild vor und während der Freizeit war, dass ich eine Idee von Frieden und Liebe mit meiner Massage geben oder entstehen lassen möchte. Mein Gedanke, dass Frieden in jedem einzelnen wachsen muss, bevor Frieden in größerem Zusammenhang existieren kann, ist natürlich nicht neu und vermutlich auch ein Grund, warum Shiatsupraktiker die Freizeiten von „Ferien vom Krieg“ begleiten.

Liebe Kolleginnen und Kollegen! Es gibt viel zu tun und ich kann mir keine schönere „Arbeit“ vorstellen als Liebe und Frieden unter die Menschen zu bringen. Mir hat seit langem keine Arbeit so viel Spaß und Freude gemacht wie die bei der Freizeit in Ulcinj.

Ich habe hier und dort etwas Shiatsu gesät und selber sehr viel Dankbarkeit, Herzlichkeit und auch Liebe geerntet.

Das erste israelisch-palästinensische Seminar im Kriegssommer 2006

Vorbemerkung von Helga Dieter

Die Studentenorganisation Jungdemokraten/junge Linke hatte im Winter 2005/2006 Delegierte aus einer palästinensischen und einer israelischen Jugendorganisation zu einer Studienreise an mehrere deutsche Universitäten eingeladen. Wir haben dabei das Projekt „Ferien vom Krieg“ vorgestellt. Beide Seiten haben das Interesse geäußert, dass ihre Mitglieder an Dialogseminaren teilnehmen.

Zu der israelischen Organisation „Re’ut-sadaka“, die sich für ein jüdisch-arabisches Zusammenleben in Israel einsetzt und auch gemischte Wohngemeinschaften organisiert, hatten wir schon vorher Kontakt. Sie versicherten uns, dass sie – entgegen ihren Prinzipien – mit überwiegend jüdischen TeilnehmerInnen zu einer Freizeit kämen, da wir keine Gruppen mit großer palästinensischer Mehrheit einladen wollten. Bei einigen Freizeiten hat es in der Vergangenheit zusätzliche Probleme gegeben, als zu den Palästinensern aus der Westbank, die jeweils die Hälfte der TeilnehmerInnen stellen, auch noch viele Angehörige der palästinensischen Minderheit aus Israel kamen („48er“ genannt; so nennen sich Angehörige der palästinensischen Minderheit und ihre Nachfahren in Israel, die 1948 bei der Staatsgründung Israels nicht geflüchtet sind bzw. nicht vertrieben wurden). Die jüdischen TeilnehmerInnen fühlten sich majorisiert und „in die Ecke gedrängt“. Aber auch die palästinensischen Jugendlichen aus der Westbank waren nicht immer begeistert von den „Brüdern und Schwestern“ aus Israel. Für einige Friedensgruppen in Israel steht aber das gleichberechtigte Zusammenleben mit der arabischen Minderheit im Zentrum ihrer Arbeit. Für sie ist es dann schwierig, mehrheitlich jüdische TeilnehmerInnen auszuwählen.

Zwar halten wir Begegnungen zwischen jüdischen und arabischen Jugendlichen aus Israel auch für ein dringendes Problem, an dessen Lösung arbeiten aber etablierte Friedensorganisationen in Israel (Neve Shalom-Wahat al Salam, Givat Haviva u.a.), die viel internationale Unterstützung

erfahren. Solche Dialogseminare könnten auch ohne hohe Kosten für Flugtickets innerhalb Israels stattfinden. Auch wegen der sorgfältigen Verwendung unserer Spenden, laden wir Angehörige der palästinensischen Minderheit in Israel nur in Ausnahmefällen und nur in Relation ihres Bevölkerungsanteils (20%) ein. Für „Re’ut-sadaka“, die den Minderheitenschutz durch eine paritätische Repräsentanz realisieren, verstößt die Bildung einer jüdischen Gruppe quasi gegen ihre Organisationsprinzipien.

Über die palästinensische Studentenorganisation wussten wir nur, dass sie zur Dachorganisation PLO gehört und sich schwerpunktmäßig mit sozialen, politischen und schulischen Problemen beschäftigt. Die Delegierten versicherten uns, dass sie nicht unmittelbar an eine Partei angegliedert seien. Für uns war es wichtig, dass sie eine klare, politisch wie moralisch begründete Absage an Gewaltakte wie Selbstmordattentate und eine Entscheidung für gewaltfreie Aktionen getroffen hat. Gewalttätigen Widerstand gegen die Besatzung erklärt sie in seiner Entstehung zwar primär als Folge der Militärpolitik Israels, aber rechtfertigt ihn nicht.

Beide Seiten drückten ihr Interesse an einem Dialogseminar für ihre jeweiligen Mitglieder aus und darüber hinaus die Hoffnung auf eine intensivere Zusammenarbeit ihrer Organisationen, auch im Hinblick auf gemeinsame Aktionen.

Rüdiger Pusch

Friede sei unter uns! – Ein Friedensseminar im Krieg

„Dreiunddreißig Tage Krieg. Der längste unserer Kriege seit 1949. Auf der israelischen Seite 154 Tote – 117 von ihnen Soldaten. 3970 Raketen wurden gegen uns abgefeuert, 37 tote Zivilisten, mehr als 422 verwundete Zivilisten. ... Auf der libanesischen Seite ungefähr tausend tote Zivilisten, tausende Verwundete. ... Eine unbekannte Zahl toter und verwundeter Hisbollahkämpfer. Mehr als eine Million Flüchtlinge auf beiden Seiten.“

So resümierte Uri Avnery, der bekannte Friedensaktivist aus Israel, am

16. August 2006 in einem äußerst lesenswerten Artikel: „Vom Wahn zur Depression“ den Libanon-Krieg und stellte nicht nur sich die Frage: „Was ist zu diesem horrenden Preis erreicht worden?“ Als eines der Resultate (nicht der Ursachen) des Krieges nannte er: „Hassan Nasrallah ist gesund und munter. Hartnäckige Versuche, ihn zu töten, misslangen. Sein Prestige wuchs himmelhoch. In der ganzen arabischen Welt – von Marokko bis zum Irak – werden Lieder zu seiner Ehre komponiert, und sein Foto schmückt die Wände.“

Während des ersten Dialogseminars des Jahres 2006 fing der Libanon-Krieg an. Zwar waren Beginn und Ausmaß des Krieges nicht vorauszusehen, standen doch der Anlass des Krieges (eine angebliche Grenzverletzung und die Entführung von zwei israelischen Soldaten) und die militärische (Re)-Aktion des israelischen Militärs in keinem erkennbaren Verhältnis oder Zweckzusammenhang. Bereits in den Wochen davor hatte sich die Situation an der Grenze nach Gaza gewalttätig zugespitzt. Angriffe durch israelisches Militär im Gaza-Streifen gehörten beinahe wieder zum Alltag, israelische Siedlungen an der Grenze wurden nach einer längeren Ruhepause wieder täglich mit Kassam-Kurzstreckenraketen angegriffen.

Unter diesen Bedingungen war es mir bereits Wochen vor dem Seminar mehr als fraglich erschienen, ob es unseren Partnerorganisationen im Jahre 2006 gelingen würde, genügend TeilnehmerInnen für die Dialogseminare des Programms „Ferien vom Krieg“ zu gewinnen, und ich war sehr erstaunt über die Gelassenheit, mit der Helga oder Khalil den Seminaren entgegen sahen. Für mich ist es immer noch ein Phänomen, dass nicht ein einziger Teilnehmer absagte. Ich kann es mir nur so erklären, dass (auch oder gerade) in Zeiten wachsender Spannungen zumindest in Teilen der beiden Gesellschaften das Bedürfnis eher zunimmt, mit Leuten von der „anderen Seite“ „irgendwie“, jedenfalls nicht gewalttätig, in Kontakt zu treten. Mögen die Zahlen der TeilnehmerInnen an unseren Seminaren, bezogen auf die Gesamtbevölkerungen, auch gering sein, es handelt sich aber nicht nur um vereinzelte „Verräter“, sondern um Repräsentanten gesellschaftlicher „Strömungen“. Dies ist eines der Momente von Hoffnung, wenn man aus der Ferne mit andauernder Ent-Täuschung auf den Nahostkonflikt blickt.

Wer nun aber (wie ich) darüber hinaus erwartet hatte, dass der aktuelle

Konflikt und der begleitende Krieg das Seminar in Inhalt und Verlauf bestimmen würde, sah sich ein weiteres Mal getäuscht. Ebenso wie in dem Seminar mit den TeilnehmerInnen von Breaking Barriers (siehe den Bericht in dieser Broschüre), das eine Woche später begann, spielte der aktuelle Krieg keine Rolle (anders übrigens als in dem 3. Seminar ab Mitte August).

Dafür wird es mehrere Gründe geben. Unter den Bedingungen eines mal mehr, mal weniger gewalttätigen, aber seit mehr als 60 Jahren andauernden Spannungs- oder Kriegszustandes, entspringt die Entscheidung, an einem Dialogseminar mit Angehörigen der „Feindesseite“ teilzunehmen, nicht einer temporären Laune, auch wenn das Seminar „Ferien vom Krieg“ verspricht. Sie wird in der Regel über die Zeit gereift sein, erwogen, verworfen, besprochen im Kreise von Freundinnen oder Freunden und der Familie. Aus fast allen Gesprächen wissen wir, dass dieser Entscheidung, selbst wenn sie von den Eltern mitgetragen oder zumindest akzeptiert wird, lange und ernsthafte Gespräche vorausgegangen sind. Sie hat bei diesen vielfältige Bedenken, Sorgen und Ängste ausgelöst (bis hin zu der Sorge islamisch-palästinensischer Eltern darüber, dass ihre Töchter unter einem Dach mit jungen Männern leben würden oder den Problemen jüdisch-israelischer Eltern und Großeltern mit dem Veranstaltungsort in Deutschland). Eine solche Entscheidung, ist sie einmal getroffen, ist dann nicht mehr so störanfällig durch äußere Ereignisse, mit denen man sich – so wie die Lage nun einmal ist – zwar nicht arrangieren muss, aber leben, wenn man sie verändern will.

Im Falle dieses Seminars wird hinzugekommen sein, dass zwei politische Organisationen Möglichkeiten einer grenzübergreifenden Zusammenarbeit für die Zukunft ausloten wollten.

Es ging unseren beiden Partnerorganisationen also nicht nur um den Dialog zwischen den TeilnehmerInnen aus „verfeindeten“ Gesellschaften mit dem Ziel des Kennenlernens und des besseren Verstehens. Erklärtes Ziel war darüber hinaus die Entwicklung von gemeinsamen Aktivitäten (joint actions). Am weitesten gediehen waren dabei Überlegungen zu einer grenzüberschreitenden Studentenaktion gegen die Mauer.

Dabei ist zu fragen, ob die verschiedenen Zielsetzungen (Wechselseitige Annäherung in den persönlichen Beziehungen und in den politischen

Meinungen durch konflikthafte Dialogprozesse bzw. weitgehende Übereinstimmungen zwecks gemeinsamer Aktionen) nicht verschiedenen „Sach“-Logiken folgen. So ist die Arbeit in Dialogseminaren prozessorientiert, während jede Aktionsvorbereitung, und befände sie sich auch noch im Stadium des Abtastens von Möglichkeiten, ergebnisorientiert ist. Prozessorientierung und die Erarbeitung von Ergebnissen schließen sich zwar nicht unmittelbar aus, sie folgen aber anderen Logiken.

Für Dialogprojekte haben sich aus der Erfahrung einige Elemente herausgebildet und bewährt, die das Kennenlernen ermöglichen und fördern, die Erkenntnis- und Verständigungsprozesse einleiten und unterstützen können. Einige solcher „Lerneinheiten“ und deren Probleme wie Dynamiken sind in anschaulicher Weise in dem ausführlichen Bericht des diesjährigen Seminars von „Breaking Barriers“ in dieser Broschüre geschildert. Sie können als gesichertes „Handwerkszeug“ für solche Dialogseminare gelten.

Für das „Gelingen“ oder „Misslingen“ von Dialogseminaren sind eine Vielzahl äußerer Rahmenbedingungen entscheidend, vor allem das richtige Verhältnis von Anspannung und Entspannung, Der Veranstaltungsort, ein sehr schön im Grünen gelegenes, funktional durchdachtes, mit einem geräumigen Gelände umgebenes, selbstverwaltetes Jugendtagungshaus in der Nähe von Darmstadt, bot alle Annehmlichkeiten zum Wohlfühlen, ergänzt durch unser Angebot entspannender Shiatsu-Massagen.

In prozessorientierten Verfahren bilden Widersprüche und Differenzen das Rohmaterial für die Arbeit an der Verständigung („Störungen haben Vorrang“ als Verfahrensmaxime). Sie müssen zum Ausdruck und zur Austragung kommen, damit ihre Relevanz für die jeweiligen TeilnehmerInnen in ihrer ganzen Bedeutung nicht nur verstehbar, sondern erfahrbar wird. Verständigung in Dialogprozessen wird allgemein immer noch als Ausdruck eines obsiegenden Harmoniebedürfnisses gesehen, statt in der gelungenen Arbeit an Konflikten.



Foto: Rüdiger Pusch

Was mit Ergebnisorientierung gemeint ist, dürfte sich unmittelbar erschließen. Es gilt, in einem vorgegebenen zeitlichen Rahmen mit vorgegebenen (personellen, finanziellen und sachlichen) Ressourcen ein vorgegebenes Ziel zu erarbeiten. Die personalen Beziehungen der TeilnehmerInnen spielen dabei nur insoweit eine Rolle, als deren Klärung zur Erreichung der Ziele von Bedeutung ist. Differenzen sind dabei eher Störfaktoren, die geregelt – oder glattgebügelt werden müssen.

Hinzu kommt, dass eine Orientierung auf eine gemeinsame Aktivität am Ende des Seminars schon die Wertung impliziert, dass das Seminar misslungen ist, wenn es kein klares, umsetzbares Ergebnis gibt. Dieser Erfolgsdruck führt aber, so wie wir alle nun einmal durch Erziehung und Erfahrung „gepolt“ sind, dazu, dass wir alles unterlassen, was den Erfolg des

Unternehmens gefährden könnte. Eine Gefährdung stellt dabei alles dar, was zu Unstimmigkeiten in der Gruppe führen könnte.

Meine Erfahrungen als Mediator und in den vergangenen vier Jahren bei der Arbeit in den Dialogseminaren zwischen palästinensischen und israelischen Jugendlichen bestätigen mir, dass Verständigungsprozesse umso eher möglich sind und umso tiefer gehen, je besser sich die TeilnehmerInnen auch in ihren Emotionen verstanden, aufgehoben und in der Gruppe getragen fühlen. Dies gibt den TeilnehmerInnen Sicherheit und Vertrauen, sich auch für andere zu öffnen.

Die Aufgabe und die Kunst der Facilitators liegen darin, ohne jede eigene Bewertung all diesen Gefühlen, Bedürfnissen, Sichtweisen und Interessen ihre je eigene Berechtigung zukommen zu lassen. Sie müssen auch dafür sorgen, dass sie sich nicht gegen andere richten, diese verletzen und damit für das Anliegen der anderen Seite verschließen. Nur das, was zum Vorschein gekommen ist, lässt sich bearbeiten, lässt sich mit den Gefühlen, Bedürfnissen, Sichtweisen und Interessen anderer abgleichen. Das heißt, sie bestenfalls zu korrigieren oder – zumindest aus der Sicht des jeweils anderen – als nachvollziehbar und verständlich zu akzeptieren. Akzeptanz und Respekt sind die Grundlagen, die in Verständigungsprozessen erzielt werden können – nicht unbedingt Übereinstimmung.

In diesem Seminar waren die Gruppenleiter auf eine künftige Zusammenarbeit ihrer Organisationen fixiert. Deshalb wurden kontroverse Fragen unter dem Tisch gehalten.

In den meisten Freizeiten provozieren einzelne Teilnehmer – vor allem zu Beginn der Begegnungen – durch Äußerungen wie die von den Selbstmordattentätern als Märtyrern, oder dass die Juden wieder dahin zurückkehren sollten, wo ihre Vorfahren einmal hergekommen seien, oder umgekehrt, die Palästinenser sollten doch „über den Jordan“ nach Jordanien gehen.

So schwer solche Hasstiraden für uns auch auszuhalten sein mögen, so kann doch nur aufgrund solcher Äußerungen ausgelotet werden, was sich in ihnen an Gefühlen und Bedürfnissen verkapselt hat. Bei einem vordergründigen Harmoniestreben, können diese aggressiven Impulse nicht reflektiert und verändert werden. Das unterscheidet Dialogprozesse auch von politischen Bildungsveranstaltungen. Mag es bei diesen angehen, solche

Äußerungen zu sanktionieren und auszugrenzen, so haben sie in Dialogseminaren zunächst ihren Platz. (Immerhin haben sich die TeilnehmerInnen an unseren Seminaren vorab entschlossen, mit der anderen Seite zu kommunizieren, was die Bereitschaft zur Bearbeitung von Vorurteilsstrukturen erkennen lässt.)

Zeitliche Vorgaben, auch der Seminarplan, haben gerade bei derart emotional besetzten Konflikten dem Gruppenprozess zu folgen. Mit dem Zeithorizont von Aktionsplanungen ist eine derartige prozessorientierte Vorgehensweise nur schwer vereinbar.

Auf diesem Hintergrund interpretiere ich die Tatsache, dass der Krieg im Libanon quasi privat zu stundenlangen Telefonaten, SMSs und intensiven Recherchen im Internet führte, kaum aber in den „nationalen“ Bezugsgruppen und gar nicht im „offiziellen“ Teil des Seminars thematisiert wurde. Ich sehe dies auch als Folge einer Ergebnisorientierung, die in ihrer auf Konsens bedachten Logik heftige Emotionen und Konflikte ausblendete.

Das Ergebnis des Seminars fiel, soweit ich das sehen kann, auch für die Initiatoren aus Israel und Palästina, nicht wirklich befriedigend aus. Es stellte sich als unmöglich heraus, die TeilnehmerInnen auf eine gemeinsame Aktion (die koordinierten Studentenaktionen gegen die Mauer) zu verpflichten (hierzu war die Gruppe zudem auch in der Zusammensetzung zu heterogen). Diese Aktivitäten wurden ziemlich ideenreich, aber in der Ausführung sehr unverbindlich entwickelt, so dass alle Erfahrung dafür spricht, dass sie „unter den Anforderungen des Alltags“ mangels verteilter Verantwortlichkeiten unausgeführt bleiben werden. Eine zweite Gruppe beschäftigte sich mit der Frage, welche Rolle Schule und Erziehung für die Wahrnehmung und die Fortdauer des Konfliktes spielen, und was in der Schule geschehen könne, um die Verständigungsbereitschaft zwischen Israelis und Palästinensern zu stärken. Zu irgendwelchen gemeinsamen, grenzübergreifenden Aktivitäten fehlten in dieser Gruppe aber bereits umsetzbare Ideen.

Allein bei der Gruppe von Frauen, die sich während des Seminars zusammengefunden hatten, gewann ich den Eindruck, dass hier etwas Längerfristiges entstehen könnte. Nicht etwa, dass sie besondere grenzüberschreitende Aktivitäten angedacht oder entwickelt hätten. Aber was mich

fasziniert hat, war die Art und Weise, wie die Frauen, die alle in irgendwelchen frauenspezifischen Aktivitäten engagiert waren, sich gegenseitig von ihren Projekten berichteten und welches Interesse sie an den Erfahrungen der Anderen zeigten. Dieses Interesse könnte die Grundlage eines lockeren Netzwerkes bilden, über das die Frauen miteinander in Verbindung blieben.

Meine Überlegungen führen dazu, dass es gerade die Entscheidung, sich nicht an den „heißen Konflikt“ heranzutrauen, war, die dazu geführt hat, dass sich die grundlegende Motivation für eine gemeinsame Handlungsperspektive nicht entwickeln konnte. Der Beobachter hatte den Eindruck, dass die Diskussion über die gemeinsamen Aktionen ziemlich lustlos, eigentlich auch fast interesselos geführt wurde, eher einer äußeren Erwartung, als den eigenen Bedürfnissen folgend.

Die Facilitators haben die Gruppe eher gebremst, sich wirklich in die Auseinandersetzung zu begeben. Verantwortung für den Prozess heißt aber auch, von sich aus den Verlauf des Prozesses selbst zu thematisieren, wenn sie bemerken, dass dieser ins Stocken geraten ist. Aufmerksamkeit für den Prozess heißt nicht, diesem und der Gruppe bedenkenlos zu folgen.

Dies alles ist kein Plädoyer dafür, solche aktionsorientierten Seminarvorhaben nicht mehr zu unterstützen. Das Seminar war ein Experiment. Dieses gilt es zu analysieren. Davon ausgehend müsste vor allem im Vorhinein konzeptionell präziser bestimmt werden, wie viel an Dialogarbeit mit einem für das Seminar ausgewählten TeilnehmerInnenkreis voraussichtlich noch zu leisten ist, um Voraussetzungen für ein aktionsorientiertes Workshop-Seminar zu schaffen.

Erst recht bedeuten diese Anmerkungen zu dem Seminar nicht, dass nicht jede/r der einzelnen TeilnehmerInnen etwas Bedeutsames für sich mitgenommen hätte. Die abschließende Feedback-Runde jedenfalls verlief sehr positiv und war in der Schilderung individueller Veränderungsprozesse beeindruckend.

Aber auch für uns gilt: Alles was man macht, kann man auch noch besser machen.



Foto: Rüdiger Pusch

Rüdiger Pusch

Die Situation der Frauen seit dem Beginn der 2. Intifada

Für die mögliche Arbeit an gemeinsamen, grenzüberschreitenden Aktionen sollte – quasi als Einführung – auch eine Präsentation von Friedensprojekten in Palästina und Israel ermöglicht werden.

Eines der Themen, die angeboten wurden, war die Friedensarbeit von Frauen in den beiden Gebieten.

Rascha, eine jüdisch-israelische Filmemacherin, stellte die im Jahre 2000 gegründete „Coalition of Women for Peace“ vor, in der sich neun Frauenorganisationen zusammengeschlossen haben, die gegen die Besatzung und für Verständigung und Frieden zwischen jüdischen Israelis und Palästinense-

rInnen kämpfen. Diese Organisationen beschäftige auch die Frage, was es für Frauen bedeute, in einer durch und durch vom Militär geprägten Gesellschaft zu leben. Sie fragte sich und die anwesenden Männer, ob sich Männer in einer militarisierten Gesellschaft ebenso diskriminiert fühlten.

Diese Frage löste eine angeregte Diskussion aus, die ich nur atmosphärisch verfolgen konnte, weil dieser Teil der Diskussion überwiegend in Hebräisch und Arabisch geführt wurde. Auffällig war, dass Angehörige beider Geschlechter über die „nationalen“ Grenzen hinweg sich daran beteiligten. Obwohl auch viel gelacht wurde, war erkennbar, dass es hier für alle Anwesenden um eine wichtige Angelegenheit ging. Einige palästinensische Männer hielten sich allerdings dezent zurück. Vielleicht fühlten sie sich von Raschas Bemerkung gehemmt: „Männer denken wohl, dass sie ihre Gefühle weniger ausdrücken können.“

Frauen aus beiden Gruppen stimmten überein, dass sich die Situation der Frauen seit dem Beginn der 2. Intifada verändert hätte. Frauen blieben häufiger zu Hause und trauten sich weniger auf die Straße. Bei den palästinensischen Frauen sei aber etwas Neues hinzugekommen. Sie seien immer häufiger gezwungen, arbeiten zu gehen, weil ihre Männer arbeitslos, inhaftiert oder getötet worden seien.

Übereinstimmend wurde von Frauen aus Israel wie aus Palästina geschildert, dass in beiden Gesellschaften die Gewalttätigkeit zunehme. Dies betreffe auch die häusliche Gewalt. Diese nehme auch deshalb für sie immer bedrohlichere Formen an, weil die Präsenz von Waffen (ebenfalls in beiden Gesellschaften) zunehme. In Israel seien es die Dienstwaffen, die jetzt überall getragen würden, in Palästina sei das Tragen einer Waffe für manche jungen Männer inzwischen eine Art Statussymbol.

Frauen müssten sich die Frage stellen, was Sicherheit eigentlich für sie und ihre Kinder bedeute, Sicherheit in Schule und Erziehung, bei der Arbeit, Sicherheit auf der Straße und zu Hause.

Die „Coalition of Women for Peace“ führe Seminare durch über den Mauerbau und die Besatzung, sie organisiere Dialogveranstaltungen, zeige Filme und nehme an Demonstrationen, Sitzblockaden und Beobachtungsmissionen an den Check-Points teil.

Eine neue Aktivität sei der Versuch, russisch sprechende Frauen für die Probleme der israelischen Gesellschaft zu interessieren. Immerhin machten Israelis russischer Herkunft mit 1,3 Millionen Einwanderern inzwischen ca. 20% der israelischen Bevölkerung aus. Es sei ihnen gelungen, eine Gruppe von ca. 200 Frauen zusammenzubringen, von denen etwa 70 regelmäßig an den Veranstaltungen teilnahmen.

Khalil Toama

Impressionen bei einer palästinensisch-israelischen Begegnung im „heißen“ Sommer 2006

Zwei Ereignisse haben sich mir bei der ersten Freizeit besonders eingeprägt:

1. In einer der drei gemischten Gruppen stellten die ModeratorInnen beider Seiten die Aufgabe, dass jede/r über die persönliche Berührung/Konfrontation mit dem israelisch-palästinensischen Konflikt berichten solle. Die palästinensische Seite hatte viel zu erzählen: Ausgangssperren, Schießereien, Verlust von Familienmitgliedern und Bekannten, die Mauer und als Folge die Unannehmlichkeiten bei der Berufsausübung bzw. beim Studium, die alltägliche Schikanierung durch die Besatzungsarmee usw. Die israelischen TeilnehmerInnen reagierten mit Bestürzung und Bedauern, weil sich „ihre“ Soldaten und „ihre“ Regierung so verhielten.

Dann waren die jungen Leute aus Israel an der Reihe. Die meisten berichteten über ihre Ängste vor Selbstmord-Attentätern, wie sie mit Verletzung und Tod rechnen, wenn sie eine Pizza oder ein Eis essen wollen. Einige männliche Palästinenser unterbrachen sie ungeduldig, um rechtfertigende Fragen zu stellen, wie: „Wisst ihr nicht, was die Motivationen sein könnten?“

Eine israelische Teilnehmerin, jung, zierlich, die aufmerksam, mit wachen aber traurigen Augen die ganze Sitzung verfolgt hatte, blieb stumm. Gefragt nach ihren persönlichen Erfahrungen mit dem Konflikt, wollte sie am liebsten schweigen. Nach mehrmaligen Aufforderungen fing sie an zu erzählen. Mehr als einen kurzen Satz konnte sie nicht zustande bringen. Sie

brach in Tränen aus. Erneute Ermutigungen seitens der anderen Gesprächspartner haben ihren Gemütszustand noch verschlimmert. Nach einer langen Pause erzählte sie den Grund ihrer Traurigkeit: Als sie zehn Jahre jung war, hat ihre Schwester ihren 13. Geburtstag zu Hause gefeiert. Dies war während des Purimfestes. Nach der häuslichen Feier wollten die Mädchen ins Zentrum von Tel Aviv fahren, um dort den „Maskenball“ auf der Straße zu feiern. Ihr Vater habe zum ersten Mal laut und bestimmt „Nein“ dazu gesagt, „wegen der angespannten Lage“, wie er erklärend hinzugefügt hätte. Zum ersten Mal habe die ältere Schwester nicht protestiert und blieb zu Hause. Die Besucherinnen gingen allein Richtung Dizengoff Square ins Zentrum von Tel Aviv. In den Abendnachrichten wurde über ein schreckliches Attentat berichtet, das ein palästinensischer Selbstmörder ausgerechnet während des Purimfestes verübt hatte. Zwei Freundinnen der Schwester, die gerade noch mit ihr Geburtstag gefeiert hatten, waren unter den Opfern. Die weinende junge Frau fügte hinzu, dass neben der Freude, dass ihre Schwester daheim und heil geblieben war, ein trauriges Gefühl sie seitdem belaste, das sie nicht einordnen könne, das über den Verlust der Freundinnen hinausginge. Stille und Trauer herrschten im Raum. Die Sitzung ging zu Ende. Sofort reagierten die weiblichen Teilnehmerinnen. Jüdinnen und Palästinenserinnen eilten zu ihr, umarmend, küssend, streichelnd. Nach meiner Wahrnehmung hat diese tröstende Zuwendung später weiter gewirkt. Eine Solidarisierung über den nationalen Konflikt hinweg war bei den Frauen aus beiden Kollektiven spürbar.

2. Da die Begegnungen zwischen Israeli und Palästinensern in Deutschland stattfinden, ist der dunkelste Abschnitt deutscher Geschichte natürlich „irgendwie“ immer präsent. Das hat in der Vergangenheit zu sehr belastenden Situationen geführt, wenn einige palästinensische TeilnehmerInnen den Holocaust relativierten oder mit ihren eigenen Leiden aufrechneten und so die TeilnehmerInnen aus Israel in eine Situation der Rechtfertigung brachten. Deshalb hatten die Verantwortlichen des Komitees beschlossen, dass die Thematisierung der deutschen Verbrechen bei der fabrikmäßigen Ermordung der Juden verbindlich in der Verantwortung des deutschen Teams liegt.

Da es in Frankfurt ein pädagogisches Anne-Frank-Zentrum gibt, war es naheliegend, dort einen Besuch zu planen und diesen mit den nächstlichen

ModeratorInnen zu koordinieren. Das stieß in dieser Gruppe aber auf Widerstand und führte zu einer heißen Diskussion, nicht etwa untereinander, sondern beider Seiten gemeinsam gegen das deutsche Team.

„Um Missverständnisse auszuräumen“, so betonten die Palästinenser, „wir sind selbstverständlich über die deutschen Verbrechen informiert und als linke Studentenorganisation gegen Faschismus, Antisemitismus und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Wir wollen über die israelische Politik der Besatzung reden, über den erneuten Landraub durch den Mauerbau, über die kollektiven Bestrafungen usw.“ Diese Annexionspolitik und alltägliche Unterdrückung werde von Teilen des israelischen Establishment und weiten Teilen der Gesellschaft mit dem Holocaust legitimiert.

Auch die TeilnehmerInnen aus Israel hatten Bedenken, dass der Eindruck entstehen könne, dass das Leiden der Einen diese „adele“ und, direkt oder indirekt, die Leiden der Anderen dadurch gerechtfertigt würden. Einige fügten hinzu, dass die Shoa ein tagtägliches Thema in Israel sei und deswegen kein verbindlicher Bestandteil des Seminars sein solle. Um das Dilemma zu lösen, solle die Teilnahme an diesem „Ausflug“ individuell, quasi als Wahlveranstaltung, erfolgen.

Nach langem Hin und Her wurden dann doch alle vom Anliegen des einladenden Komitees überzeugt, dass eine solche Begegnung in Deutschland nicht stattfinden sollte, ohne eine angemessene Form zu finden, an die Shoah zu erinnern.

Ich habe ein Treffen mit einem jüdischen Überlebenden aus dem Widerstand vorgeschlagen und von ihm ein paar persönliche Daten erzählt. Das stieß auf große Zustimmung. Tatsächlich gelang es mir, einen alten Freund, trotz seiner Schwäche und Krankheit, zu einem Vortrag über die Nazizeit und sein Leben als Widerständler zu gewinnen. Peter Gingold ist inzwischen gestorben.

Er bekräftigte das Recht der Palästinenser, gegen die Besatzung zu kämpfen und mahnte zugleich: „Aber wir haben alles unternommen, dass keine Unschuldigen, keine Zivilisten durch unseren Widerstand leiden mussten. Dies sollen auch die Palästinenser tun.“



Khalil Toama und Peter Gingold (r.)

Zwei israelische TeilnehmerInnen fanden die Tatsache, dass Peter Gingold sich auf den Widerstandsaspekt konzentriert hat, sehr ermutigend. Für die Israelis war es wichtig, dass die nickende Zustimmung der palästinensischen Kommilitonen sichtbar zum Ausdruck gekommen ist, als er die Schonung der Zivilbevölkerung zur Bedingung militanten Widerstandes erklärte. Die Begegnung mit den jungen Menschen aus Israel und Palästina dauerte statt der geplanten Stunde doppelt so lang.

Auch für mich war dieses Zusammentreffen sehr lehrreich.

Der Abschied war sehr herzlich. Peter Gingold bekam Einladungen sowohl nach Palästina als auch nach Israel, um dort Teilnehmer zu besuchen und über seine Erlebnisse zu erzählen.

Gefragt, wie sie diese Begegnung mit dem dunkelsten Abschnitt deutscher Geschichte erlebt hätten, antworteten viele TeilnehmerInnen, dass sie diese Art der Präsentation nicht erwartet hatten.

Breaking Barriers – Seminarbericht

Vorbemerkung von Helga Dieter

Die Initiative „Breaking Barriers“ hat sich im Sommer 2002 bei der ersten Freizeit mit TeilnehmerInnen aus Israel und Palästina bei den „Ferien vom Krieg“ gegründet. Die Suche nach Partnerorganisationen für die geplanten Begegnungen gestaltete sich damals auf dem Höhepunkt der „Zweiten Intifada“ als schwierig. Wir stießen auf Keren aus Tel Aviv und Rami aus Ost-Jerusalem, die sich kurz zuvor als Referenten auf dem „Peace-Boat“ der japanischen Friedensbewegung kennengelernt hatten. Beide stellten dort, fernab des Konfliktherdes, erstaunt fest, wie weit ihre Übereinstimmung für einen Friedensprozess doch ging.



Keren und Rami vor dem Zionstor; Foto: Frieder Blickle

Sie entschlossen sich, ihren Freundinnen und Freunden über diese ungewöhnliche Erfahrung zu erzählen und – gegen alle Widrigkeiten – irgendwie solche Begegnungen fortzusetzen. Da kam für sie das Angebot der „Ferien vom Krieg“ wie eine Offenbarung. Sie luden FreundInnen zu einem

Dialogseminar in Deutschland ein. Im nächsten Jahr kamen die Freunde der FreundInnen usw. Im fünften Jahr sind es nun über 300 TeilnehmerInnen von beiden Seiten, die in Deutschland „Ferien vom Krieg“ machen konnten.

Im Herbst 2003 erhielten Keren und Rami für ihre mutige Initiative den „Mount Zion Peace Award“. Abt Benedikt, der Leiter des Benediktinerklosters auf dem Berg Zion in Jerusalem, sagte damals in seiner Laudatio:

„Sie haben den Mut, die Ehrlichkeit, die Kraft und den Geist, ihre Anstrengungen fortzusetzen in einer Zeit, die solche Bemühungen vielleicht viel mehr braucht als irgendwann vorher: Der politische Kampf zwischen zwei nationalen Bewegungen ist in seiner kritischsten, gefährlichsten und gewaltsamsten Phase. Die kommende Zeit ist entweder eine Zeit der Verständigung und der Kooperation oder die ganze Region wird in noch mehr Blut und noch mehr Gewalt fallen – falls das noch möglich ist.“

Im Sommer 2006 kamen 24 junge Mitglieder der Initiative aus Israel und 24 junge Mitglieder der Initiative aus Palästina mit ihrem jeweiligen Team im Rheinland zusammen. Sie waren zwischen 20 und 30 Jahre alt, einige der Teamer etwas älter. Alle TeilnehmerInnen waren zum erstenmal bei den „Ferien vom Krieg“, während die Teamer beider Seiten in den Vorjahren bereits an den Seminaren teilgenommen hatten und sich dort oder in formalen Ausbildungen zum Facilitator qualifiziert hatten. Sie arbeiteten in drei gemischten Gruppen mit je 16 TeilnehmerInnen, die jeweils einen Verlaufsbericht verfassten. Dies alles zu veröffentlichen, wäre mit vielen Wiederholungen verbunden gewesen, andererseits wollten wir nicht den Prozess nur einer Gruppe darstellen und die anderen ignorieren. Deshalb wurden die übersetzten Darstellungen aus den drei Untergruppen von mir ineinander verwoben. Ich hoffe, dass der Text dadurch nicht an Authentizität verloren hat. (die Originalberichte sind auf unserer Website zu lesen www.vacation-from-war.com).

Erstaunlich ist, dass in keinem der Berichte die gemeinsame Schifffahrt oder der Ausflug nach Amsterdam erwähnt werden. Den persönlichen Beziehungen und Vier-Augen-Gesprächen messen die Teamer von „Breaking Barriers“ einen hohen Stellenwert zu. Die informellen Kontakte in der Freizeit sind nach ihrem Verständnis nicht Gegenstand des Verständigungsprozesses, obwohl diese nach unseren Erfahrungen ebenso

wichtig sind.

Noch erstaunlicher an diesen drei Berichten ist, dass der Libanonkrieg mit keinem Wort erwähnt wird. Die Kämpfe begannen zwei Tage nach der Anreise! In den Vorjahren hat es regelmäßig während der Freizeiten von „Breaking Barriers“ Bombardierungen der israelischen Armee auf palästinensische Orte gegeben, wobei es auch vorkam, dass Verwandte oder Freunde von TeilnehmerInnen getötet oder verletzt wurden. Aber auch palästinensische Attentate auf israelische Zivilisten hat es jeden Sommer gegeben. Das hat in den ersten Jahren immer zu schwierigen Phasen in den Dialogprozessen geführt. Deshalb hat sich die Gruppe schon vor Jahren entschlossen, sich von solchen Eskalationen im Konflikt nicht grundsätzlich irritieren zu lassen, sondern im gemeinsamen Bemühen um Verständnis und Kompromisslinien fortzufahren. Dass der Libanon-Krieg offenbar in keiner der drei Gruppen während der Sitzungen thematisiert wurde, hat mich dann doch überrascht. Die täglichen Nachrichten aus der Heimat müssen ja emotional aufgewühlt haben. Vielleicht ist dieser Verdrängung geschuldet, dass die Verständigung in dieser Gruppe sich bis zum Schluss auf die persönliche Ebene bezieht, und die politischen Fronten nicht aufgeweicht wurden, während bei den Gruppen in den Vorjahren durchaus konkrete Kompromisse und Szenarien friedlicher Koexistenz in fiktiven Friedensverhandlungen ausgearbeitet wurden.

Issa, Moran, Raz, Sharon

„Breaking Barriers“ – Seminarbericht (10.7. - 23.7.2006)

Zur Vorbereitung der Begegnung fanden zwei uni-nationale Treffen statt, die in der Hinsicht erfolgreich waren, als sie den Teilnehmern deutlich machten, in welchem Rahmen sich das Seminar abspielen und wie es methodisch ausgerichtet sein würde. Das erste Treffen diente hauptsächlich dem persönlichen Kennenlernen der TeilnehmerInnen. Sie sprachen über die Gründe, warum sie an dem Seminar teilnehmen wollten. Es stellte sich heraus, dass es für alle 25 Israelis das erste Mal war, dass sie Palästinensern

begegneten – mit einer Ausnahme, als Soldat beim Einsatz in den besetzten Gebieten.

Beim zweiten Vorbereitungstreffen nahmen die Gruppen schon eine festere Form an. Viele äußerten den Wunsch, mit ihren Stereotypen über die andere Seite aufzuräumen. Ängste und Zweifel wurden auf den Treffen nicht so geäußert, wie es hätte sein sollen. Nur in informellen Gesprächen außerhalb des Workshops kamen sie zu Tage. Zu wenig berücksichtigt wurde die komplexe Struktur der Gruppe, insofern als auch zwei palästinensische Israelis (die im folgenden als „48er“ bezeichnet werden; vgl. S. 44) dazu gehörten. Die Komplexität einer Gruppe, die aus jüdischen und arabischen Israelis bestand, begleitete den Prozess die ganze Zeit hindurch. Sich dies bewusst zu machen, stellte sich als ebenso wichtig heraus wie sich mit den Ängsten auseinanderzusetzen, die das Treffen zwischen Israelis und Palästinensern auslöste.

Die TeilnehmerInnen trafen sich schließlich in Deutschland und wurden zu einer sehr vielfältigen und farbigen Gruppe. Sie hatten unterschiedliche soziale Hintergründe, einige waren politisch „links“ eingestellt, andere eher „rechts“; manche waren aufmerksam und hörten genau zu, während wieder andere schnell und heftig reagierten. Diese Variationsbreite war das Beste an der Gruppe, sie konnte dadurch wichtige Prozesse durchmachen, und die TeilnehmerInnen konnten voneinander lernen.

Am ersten Tag des Seminars machten wir ein paar Workshops, um das „Eis zu brechen“. Das machte Spaß und verlief in guter Stimmung. Die Teilnehmer waren überrascht, wie ähnlich ihnen die Anderen doch waren – ihre Hobbies, ihre Ausbildung und ihre Familie, dass sie sich ähnlich kleideten und im selben Jargon redeten, dass sie ebenso lustig, intelligent und jung waren wie sie selbst.

Die israelische Gruppe war irritiert, dass das Bild von den Palästinensern als „Steinewerfer“, das ihnen beigebracht worden war, nicht mehr stimmte. Sie hielten aber daran fest und stellten übereinstimmend fest: „Diese Gruppe ist nicht repräsentativ für die palästinensische Gesellschaft, wahrscheinlich gehören alle zur palästinensischen Elite.“ Doch dann kamen Zweifel auf, welchen Wahrheitsgehalt die Informationen zu Hause haben, und wer ein Interesse am Schüren der Vorurteile hat. Der palästinensischen Seite ging es

nicht anders, denn die meisten von ihnen kannten die Israelis nur als Soldaten.

Eigentlich sollten bei diesem persönlichen Kennenlernen die „harten Fragen“ noch unter dem Tisch bleiben, aber das ließ sich nicht durchhalten. Der Konflikt war allgegenwärtig, z.B. in der Weise, wie sich die Leute miteinander bekannt machten und ihre Zweifel oder Erwartungen an das Seminar formulierten. Aber den meisten war natürlich auch klar, dass die Probleme nicht alle gleich zu Anfang behandelt werden konnten.

Danach sollten sie sich in binationale Paare aufteilen, die morgens abwechselnd eine Übung oder ein Spiel zum Aufwachen organisieren und dafür sorgen sollten, dass alle rechtzeitig zu dem Workshop erschienen. Diese Maßnahme erwies sich als nützlich, so konnten informelle Interaktionen stattfinden und vor allem die Teilnehmer Verantwortung für das Seminar und seinen Ablauf übernehmen.

Der zweite Tag begann mit der Aufteilung in kleine Gruppen, die während des Seminars zusammenbleiben sollten. Die Diskussion bewegte sich in Richtung auf weniger angenehme Themen. Die Palästinenser wollten, dass die Israelis mehr darüber wissen sollten, was in den besetzten Gebieten vor sich geht, damit sie sich dafür verantwortlich fühlen. Sie müssten anerkennen, dass die Palästinenser in einem normalen Staat leben wollten. Die Israelis dagegen sprachen über ihren Wunsch, mehr über den Konflikt aus der Sicht der Palästinenser zu erfahren und zu hören, was diese durchmachen, forderten aber, dass die andere Seite ebenfalls zuhören müsse und ihre Auffassung von dem Konflikt akzeptieren solle. Meist redeten die Palästinenser und „verhörten“ die Israelis. Alle gingen sehr aufmerksam miteinander um, aber Zweifel und Misstrauen waren unübersehbar.

Wir berieten uns im palästinensisch-israelischen Team und entschlossen uns, die Diskussion so laufen zu lassen und sie nicht abubrechen oder zu einer geplanten Übung überzugehen. Möglicherweise hätte ein Eingreifen in diesem Moment zugunsten der geplanten, leichteren Aktivitäten zum Zweck der Vertiefung der persönlichen Begegnungen einen allmählicheren Übergang zu den Konfliktthemen geschaffen. Aber die Gruppe steuerte direkt auf die brennenden Fragen zu. Hätte man sie daran gehindert, wäre vielleicht ein unechtes Gefühl aufgekommen. Die Gruppe hätte es später

dann vielleicht schwerer gehabt, auf die Probleme zu sprechen zu kommen, so als sollten sie das gar nicht tun.

Am dritten Seminartag sprachen wir über unseren Konflikt. Wir begannen mit persönlichen Geschichten der Teilnehmer. Manche waren wirklich hart! Jeder Teilnehmer trug seine persönliche Geschichte vor der ganzen Gruppe vor. Es war eine schwierige Situation, denn sie hatten in den vorangegangenen Tagen Sympathien füreinander gewonnen, und nun mussten sie von dem Leid erzählen, das ein Teil ihres Lebens ist, und das von der anderen Seite verursacht wird. Die Israelis berichteten über das Leben in Israel, die ständige Angst vor Terroranschlägen und den Zwang zum Militärdienst.

Die Palästinenser erzählten von den schlechten Erfahrungen, die sie an den Kontrollpunkten machten, von der „Mauer“ und dem üblen Benehmen der israelischen Soldaten. Für die meisten israelischen Teilnehmer war dies ebenfalls hart, denn es war neu für sie, es war das erste Mal, dass sie solche Geschichten hörten. Besonders schwer war es für die Israelis, die ihren Militärdienst in den besetzten Gebieten geleistet hatten, weil sie diese Situation kannten, sie waren dort, nur auf der anderen Seite. Ein israelischer Teilnehmer berichtete über die Zeit, als er in Jenin Soldat war, und wie schwierig es dort für ihn war. Es war im Jahr 2002, es gab viele Kämpfe, und die Stadt wurde zum größten Teil zerstört. Er trug der Gruppe diese Geschichte und sein Dilemma vor, obwohl er Angst hatte vor den Reaktionen in der Gruppe und besonders vor der Reaktion einer Frau aus der palästinensischen Gruppe, die aus Jenin kam. Sie hatte ihm am Tag zuvor von ihren schrecklichen Erlebnissen in dieser Zeit erzählt. Es waren schwierige Diskussionen, und obwohl alle Teilnehmer das Bedürfnis hatten, sofort zu reagieren und zu antworten, wurden alle Redner respektiert, indem man ihnen aufmerksam zuhörte.

Ein besonderer Beitrag kam von Aya aus Palästina, die sich an Rulla, eine palästinensische Israelin, wandte. Aya meinte, die palästinensischen Israelis sollten ihre palästinensische Identität anerkennen und jede Identifikation mit der israelischen Gesellschaft aufgeben. Diese Äußerung war klar und deutlich und schuf gleich am Anfang die Grundlage für einen kontroversen Dialog, der bis zum Ende des Seminars anhielt.

Nun verhielten sich sowohl Palästinenser als auch Israelis sehr emotional. Alle wollten der anderen Seite von ihren furchtbaren persönlichen Erfahrungen mit dem Konflikt berichten und auf deren Sichtweise Einfluss nehmen. In diesem Stadium redeten die TeilnehmerInnen mehr, als dass sie einander zuhörten.

Der Tag schloss wieder mit binationalen 2er-Gesprächen, wobei die Ereignisse mit jeweils einem Teilnehmer der anderen Gruppe frei diskutiert wurden. Wir hatten den Eindruck, dass die meisten Teilnehmer diese Übung dazu benutzten, um nach den harten Diskussionen in dem vorangegangenen Workshop wieder Vertrauen zu fassen und ihr Interesse aneinander zu festigen. Viele redeten noch lange weiter, nachdem die Seminararbeit zu Ende war und es Abendessen gegeben hatte. Mit diesen Vier-Augen-Gesprächen begannen wir alle folgenden Tage des Seminars.

Die Phase wechselseitiger Vorwürfe dauerte am vierten Tag an. Die Palästinenser erzählten viel von ihren harten alltäglichen Erfahrungen mit der Besetzung, besonders an den Kontrollpunkten. Ihre Geschichten hinterließen einen starken Eindruck auf die israelischen Teilnehmer, die davon zum Teil noch nie gehört hatten. Die Palästinenser versuchten bei der israelischen Seite ein Verantwortungsbewusstsein für das Unrecht zu wecken. Sie müssten verstehen, dass die Palästinenser in ihr Land zurückkehren wollten und dass die gewaltsamen Handlungen gegen Israels Besetzung Akte des „Widerstands“ und nicht des „Terrors“ seien.

Die israelischen Teilnehmer berichteten von ihren harten Erfahrungen in der Armee und einige auch von ihrer persönlichen Betroffenheit durch Terroranschläge. Sie fühlten sich auch schuldig, als sie die Geschichten der Palästinenser hörten, aber sie waren nicht bereit, den palästinensischen Standpunkt zu akzeptieren, dass die Anschläge keine Akte des „Terrors“, sondern des „Widerstands“ seien. Sie konnten einfach nicht verstehen, warum die Palästinenser so dachten. Die Israelis wollten von ihnen hören, dass das Töten von Zivilisten nicht akzeptabel sei, wozu aber die Palästinenser nicht bereit waren.

Beide Gruppen hatten das Gefühl, dass sich die andere Seite in ihre Position verrannt hatte und nicht in der Lage war, zuzuhören und ihre Einstellung zu ändern. Die Palästinenser wollten, dass die Israelis ihren

Standpunkt akzeptierten, dass gewaltsame Akte legitime Widerstandshandlungen von Menschen seien, deren Land besetzt sei und die keine Armee hätten. Die Israelis wollten von den Palästinensern hören, dass ihr Land ein Existenzrecht habe und ihnen zugebilligt werde, dass auch sie unter dem Konflikt litten. Sie hatten auch den Eindruck, dass die Palästinenser mit „einer Stimme“ redeten und nicht ein komplexeres Bild von den unterschiedlichen Einstellungen in ihrer Gesellschaft zeigten.

Diese Konfrontation wurde nur bei persönlichen Begegnungen durchbrochen, die bei informellen Treffen zwischen den Sitzungen stattfanden.

Das erste uni-nationale Treffen war bei den Palästinensern schnell beendet. Sie waren sich einig und gingen zusammen aus. Auf der israelischen Seite verlief es sehr aufwühlend und dauerte bis in die Nacht.

Dabei ging es um die Schwierigkeiten, als Repräsentant Israels für Dinge verantwortlich gemacht zu werden, die den Teilnehmern vielleicht noch nicht einmal bewusst waren. Es wurde über das Thema der Schuld und seine Rolle bei diesem Treffen gesprochen und über den Begriff des Leids, wer mehr leide, und ob man Leid überhaupt vergleichen könne. Nachdem der palästinensische Standpunkt in aller Schärfe deutlich geworden war, zeigte sich auch, wie asymmetrisch die Situation war, und das hatte bei den Israelis ein Gefühl der Illegitimität zur Folge.

Bis dahin hatten die beiden 48er Palästinenser in der israelischen Gruppe nicht viel gesagt, jetzt sprachen sie über die unangenehme Situation, sich zwischen den Fronten wie in einer Falle zu befinden, nämlich mit der israelischen Gruppe gekommen zu sein, sich aber mit den Palästinensern zu identifizieren. Einer erwähnte aber auch, dass er sich von der palästinensischen Gruppe ausgeschlossen fühle und dafür kritisiert worden sei, dass er israelischer Staatsbürger ist. Es kam zu einer interessanten Debatte über gesellschaftliche Probleme in Israel, zum Beispiel über die sozialen und ökonomischen Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppierungen (Männer und Frauen, Zentrum und Peripherie, unterschiedliche Einwanderergruppen, Juden und Nichtjuden usw.). Während dieser kritischen Diskussion über die israelische Gesellschaft gingen einige Mythen zu Bruch, was der späteren Konfliktanalyse zugute kam.



Gruppe Breaking Barriers; Foto: Danna Bader

Nach einem Tag Erholung bei einem Ausflug sollte es am fünften Arbeitstag wieder um den Begriff des Terrors und die Bedeutungen, die er für die verschiedenen Seiten hat, gehen. Die israelischen Reaktionen auf die Anklagen der Palästinenser liefen manchmal auf Verleugnungen hinaus: „Die IDF (Israel Defense Forces = israelische Armee; H.D.) machen so etwas nicht mit Absicht; wenn Zivilisten getötet werden, kann es sich nur um Unfälle handeln“ usw.

Die TeilnehmerInnen wurden nun reihum aufgefordert zu sagen, was er/sie der anderen Seite mitzuteilen habe. Das brachte eine Veränderung der Situation, alle gaben direktere und authentischere Antworten, sie verschanzten sich weniger hinter politischen Parolen, sondern teilten mehr ihre Gefühle von Schmerz und Ausweglosigkeit mit. Einige Teilnehmer reagierten sogar unverhohlen verwirrt und frustriert auf die Geschichten, die sie hörten. Ein Israeli sprach darüber, wie fremd und ausgeschlossen er sich

in der israelischen Gesellschaft fühle. Ein merkwürdiges Gefühl der Erleichterung machte sich breit. Die Teilnehmer hatten den Eindruck, dass sie viel durchgemacht hatten, und sprachen später von diesem Tag als einem der wichtigsten des ganzen Seminars.

Beim nationalen Treffen an diesem Tag waren die beiden „48er“ Palästinenser besonders aufgeregt. Sie fühlten sich in der Gruppe sehr einsam. Die Palästinenser könnten über die Besatzung reden und die Israelis über die Terrorangriffe, aber sie könnten nicht über ihre Probleme sprechen, obwohl sie doch Opfer von beiden Seiten wären. In der anschließenden Diskussion waren diese Ambivalenzen dann aber nicht mehr ihr Thema, sie ergriffen beide leidenschaftlich Partei für die palästinensische Seite.

Am sechsten Tag sollten die TeilnehmerInnen die Orte aufzeichnen, in denen ihre Familien gewohnt hatten, bis sie zu ihrem jetzigen Wohnort kamen. Während der folgenden Diskussion redeten die beiden „48er“ Palästinenser viel. Sie erzählten die Geschichten ihrer Familien und von den Vertreibungen der Palästinenser. Dann begann eine interessante, aber wieder politisch abgehobene Diskussion über das Recht auf Rückkehr der Flüchtlinge und die Möglichkeit, historische Gerechtigkeit herzustellen. Nachdem die Gruppe aufgefordert wurde, über ihre Erfahrungen am Nakba- bzw. Unabhängigkeitstag zu berichten, ging die politische Debatte wieder in einen persönlicheren und direkteren Dialog über. (Am 14. Mai 1948 erklärte Ben Gurion die Gründung des Staates Israel. Der Tag wird seitdem als Unabhängigkeitstag gefeiert. 700.000 Palästinenser flüchteten oder wurden vertrieben. Für sie ist es der Tag der Nakba oder Katastrophe; H.D.). Zwei Israelis erzählten von den Feierlichkeiten, und wie stolz und glücklich sie am Unabhängigkeitstag waren, woraufhin einige Palästinenser wütend wurden und behaupteten, dahinter stehe nichts weiter als kruder Egoismus, denn schließlich sei dieser Tag für die Palästinenser gleichbedeutend mit der Nakba-Katastrophe, wo die Meisten aus ihrem Land vertrieben wurden. Fast alle blieben nach dem Workshop noch im Raum und debattierten aufgeregt ihre Standpunkte.

Es schien so, als würden die Israelis über die Vergangenheit reden, um die Gegenwart und die Zukunft besser zu verstehen, während die Palästinenser über die Vergangenheit als solche reden wollten, vielleicht auch, um

genauer zu begreifen, was geschehen war.

Nachmittags und abends bereiteten beide Seiten einen Kulturabend vor. In der Gruppe aus Israel war das schwierig, weil die beiden „48er“ Palästinenser natürlich nichts mit der jüdischen Kultur zu tun haben wollten. So wurde darüber debattiert, zwei unterschiedliche Präsentationen zu bieten. Sie entschieden sich dann aber doch für eine gemeinsame Darbietung. Deshalb wurde nun viel verhandelt und gefeilscht. Die arabischen Teilnehmer hatten hart zu kämpfen, um die Gruppe zu bewegen, Teile ihrer Geschichte (wie das Massaker von Dir Yassin, die Ereignisse vom Oktober 2000 usw.) in die Präsentation aufzunehmen, und erklärten den anderen Teilnehmern immer wieder die Bedeutung dieser Ereignisse. Manche Israelis setzten dieser Linie mit emphatischer Darstellung der jüdischen Kultur offenen Widerstand entgegen, andere versuchten, solche Vorstöße mit „objektiven“ und logistischen Argumenten aufzufangen („wir können nur so und so viele Ereignisse berücksichtigen“; „es führt zu nichts, wenn wir jeden aufzählen, der getötet wurde“), andere spielten eine eher vermittelnde Rolle. Schließlich schaffte es die Gruppe zu einem Konsens und entschied sich für eine Präsentation in Form einer Comic-Nachrichtensendung, die von einem der „48er“ auf arabisch geleitet werden sollte. Das war ein großer Vertrauensbeweis.

Rulla entschied sich dennoch, bei der Präsentation der Palästinenser mitzumachen. Sie ist palästinensische Israelin, und ihre Stellung veränderte sich sowohl aus der Sicht der israelischen als auch der palästinensischen Gruppe. Zu Beginn des Seminars hatte Rulla keine besondere Beziehung zu ihrer palästinensischen Identität. Im weiteren Verlauf des Seminars fühlte sie sich immer stärker hin- und hergerissen zwischen ihrer Zugehörigkeit zur israelischen Gesellschaft und ihrer Verbundenheit mit der palästinensischen Kultur. Bei der Vorbereitung des „Kulturabends“ merkte sie, dass es in der jüdischen Gruppe keinen Platz für ihre historische Erzählung gab. Sie hat sehr mit sich gerungen, ob sie zur palästinensischen Vorbereitungsgruppe überwechseln sollte oder nicht. Der israelischen Gruppe fiel es schwer, die Tatsache zu akzeptieren, dass Rulla bei ihnen keinen Platz für sich sah. Schließlich ging sie zur palästinensischen Gruppe, in der sie aber auch nicht ganz ihren Platz fand. Am Schluss des Seminars redete Rulla ganz anders über ihre palästinensische Identität. Sie nahm den problematischen Status,

den ihr die israelische Gesellschaft auferlegt, bewusster wahr.

Am nächsten Tag stellten die beiden Gruppen ihre Präsentationen vor. Die Israelis kamen zuerst dran. Während der ganzen Darstellung brach der Streit wieder auf. An einer Stelle unterbrach sich der „48er“ Palästinenser, der die Nachrichten verlas, und wollte nicht weitermachen, wenn nicht auch in einer Szene die Evakuierung eines arabischen Dorfes während der Nakba dargestellt würde.

Die Präsentation der Palästinenser hatte einen mehr ernsthaften und dramatischen Charakter, sie benutzten auch Musik, Gedichte und Fotos. Nachdem die Israelis dies gesehen hatten, meinten einige, ihre Präsentation sei ungenügend und zu oberflächlich gewesen, manche fanden sie sogar peinlich.

In der anschließenden Diskussion ging es um die Frage nach dem historischen Recht und der Legitimität, zu diesem Land zu gehören. Die Israelis schafften es mit viel Mühe, ihrer Sorge Ausdruck zu geben, dass die Palästinenser, wenn sie ihnen das Recht absprächen, in Israel zu leben, jeden weiteren Dialog in dem Seminar verhinderten. Sie waren überrascht, als die Palästinenser antworteten, sie hätten kein Problem damit, dass die Israelis dort leben wollten, nur müsste es in einem gerechten arabischen Staat sein. Der Sprecher der Israelis, die es vermieden, die Fragen der Palästinenser zu beantworten, sagte, ihnen seien noch nie solche Fragen (wie die nach dem Recht auf Rückkehr, dem binationalen Staat usw.) gestellt worden, und dass sie Zeit brauchten, um sich eine Meinung zu bilden.

Der Film „Arnas Kinder“ löste wieder sehr starke Gefühle aus. Manche Israelis fanden ihn einseitig und lehnten ihn ab, weil er den Terrorismus legitimiere. Bei dem später stattfindenden nationalen Treffen wurde Kritik an den Teamern geübt wegen der einseitigen Materialien, der unzureichenden Vorbereitung usw. Dies diente als Ventil für den Stress und die emotionale Belastung, die sich an diesem sehr schwierigen Tag angestaut hatten. Die Teilnehmer sagten, die Palästinenser hätten alle die gleiche Meinung, und falls es bei ihnen unterschiedliche Auffassungen gäbe, würden sie diese nicht zeigen („sie benutzen nur politische Parolen, sie haben keine eigenen Ansichten, sie vertreten immer nur dieselbe Linie“). Sie, die Israelis hätten dagegen von Anfang an interne Auseinandersetzungen zugelassen und

die Unterschiede deutlich gemacht. Dieses Thema sollte am nächsten Tag auf die Tagesordnung gesetzt werden.

Am achten Tag ging es um Methoden der Konfliktanalyse. Wir begannen mit einer graphischen Darstellung der Niederlagen und Resultate des Konflikts. Alle waren überrascht, wie ähnlich beide Seiten die historische und die gegenwärtige Situation verstanden, aber eine tiefe Kluft tat sich auf, als es um ihre Deutung und Bedeutung ging. Im zweiten Workshop wurden die Machtverhältnisse zwischen den Interessengruppen innerhalb der Konfliktarena analysiert. Wir benutzten dafür die nichtverbale Methode des Bildtheaters. Es war erstaunlich, wie sehr sich die Teilnehmer nach anfänglichem Zögern auf diese Methode einließen. Jeder sollte eine Interessengruppe vertreten, mit der er sich nicht identifizierte. So waren sie alle in der Lage, Gedanken und Ansichten zum Ausdruck zu bringen, die sie verbal nie geäußert hätten. Sie sagten auch, dass sie ganz anders zugehört hätten, sie konnten sich für Auffassungen öffnen, die sonst bedrohlich oder beleidigend gewesen wären. Ein anderer interessanter Aspekt dieser Aktion war die ungewöhnliche Fähigkeit, sich in die andere Seite einzufühlen, indem sie passende Rollen spielten und Erfahrungen mit ihren Positionen im Verhältnis zu den anderen „Akteuren“ machten.

Nachmittags benutzten wir die „Open Space“-Methode, d.h. die Teilnehmer mischten sich und bildeten kleine, offene Gesprächsgruppen, je nachdem für welches Thema sie sich interessierten. Bei dieser Methode konnten wir Betreuer an den Diskussionen abwechselnd teilnehmen und mit den Teilnehmern auf unterschiedliche Weise interagieren. Es wurde noch einmal deutlich, welchen starken Einfluss die sich allmählich entwickelnden persönlichen Beziehungen in der Freizeit und bei den Ausflügen hatten.

Shlomi zum Beispiel, ein israelischer Teilnehmer, der bei einem Bombenanschlag in Jerusalem verletzt worden war, und der bei einem anderen Anschlag vier gute Freunde verloren hatte, empfand die Erwartungen der Palästinenser als unzumutbar. Doch dann entwickelte er persönliche Beziehungen zu einigen palästinensischen Teilnehmern und spürte eine kulturelle Nähe zu ihnen, denn Shlomis Eltern sind aus dem Irak nach Israel eingewandert und er spricht fließend arabisch. Dieser gemeinsame kulturelle Hintergrund ebnete einen Weg zwischen ihm und den palästinensischen

Teilnehmern, so dass beide Seiten die Dinge aus der Perspektive der anderen Seite sehen konnten.

Ein anderes Beispiel für die Bedeutung persönlicher Beziehungen war ein heftiger Streit, der zwischen Ben, einem israelischen Teilnehmer und Aya, einer Palästinenserin, wegen Bens Forderung begann, sie sollten sich alle gegen das Töten auf beiden Seiten aussprechen. Ben, der Soldat in der israelischen Armee war, hatte erlebt, wie sein bester Freund neben ihm getötet wurde. Er war von dieser Auseinandersetzung, die in einer Sackgasse geendet hatte, sehr mitgenommen. Er dachte, dass er von dem Seminar nichts mehr zu erwarten hätte. Dann sprachen Ben und Aya lange allein miteinander, danach hatten beide das Gefühl, die andere Seite besser zu verstehen.

Der neunte Arbeitstag (und zwölfte Tag des Aufenthaltes) diente der Reflexion und der Beurteilung des Seminarverlaufs. Es war erstaunlich, wie sehr alle das Gefühl hatten, sich durch das Seminar verändert zu haben. In den letzten Tagen hatten sie mehr Aufmerksamkeit füreinander entwickelt und reagierten nicht bloß aufeinander. Sie konnten zuhören, die Gefühle der anderen Seite aufnehmen und, was vielleicht am wichtigsten ist, sie konnten den Standpunkt der anderen Seite verstehen. In diesem Stadium schaffte es die Gruppe, sich von außen zu sehen und sich bewusst zu machen, dass hinter der Dynamik, die sich in der Gruppe abspielte, die Machtverhältnisse standen, die in der Realität des Konflikts am Werk sind.

Die Entwicklung persönlicher Beziehungen und die Fähigkeit, die innere Dynamik der Gruppenprozesse zu beobachten, machte es den Teilnehmern möglich, aufmerksamer zu werden und sich gegenseitig besser zu verstehen. Die Israelis sahen ein, dass die Palästinenser unter der Besatzung zu leiden haben und akzeptierten sogar ein Stück weit den Standpunkt, dass man die „Terroranschläge“ tatsächlich auch als „Widerstandshandlungen“ sehen kann. Die meisten Palästinenser erkannten das Existenzrecht des israelischen Staates an. Immer stärker zeigten sich bei ihnen interne Meinungsverschiedenheiten und kritische Auseinandersetzungen. Allmählich erkannten sie, dass auch ihre Gesellschaft einen Anteil an der Eskalation des Konflikts hat und auch sie selbst dafür Verantwortung tragen.

Am Ende des Seminars hatten alle das Gefühl, dass sie mehr über den Konflikt wussten und die andere Seite besser verstehen gelernt hatten. Sie waren fest entschlossen, zu Hause weiter zusammenzuarbeiten, soweit die Verhältnisse dies zulassen. Das heißt nicht, dass sie im Hinblick auf den Konflikt mit einem Gefühl der Euphorie aus dem Seminar heraus gingen, sondern diesen nun bewusster und in Anerkennung der unterschiedlichen Sichtweisen betrachten. Die Gruppe hat das Seminar in einer positiven und realistischen Atmosphäre beendet und eine Motivation zum Handeln gewonnen.

Die meisten zeigten sich entschlossen, sich in ihrer Gesellschaft zu engagieren, um die Situation zu verändern. Sie waren sehr dankbar für die großartige Gelegenheit, an diesem Seminar teilzunehmen. Das gilt auch für uns.

Nachtrag der Koordinatoren Danna und Rami

Der Gruppenprozess in Deutschland war, verglichen mit den Begegnungen in den vergangenen Jahren, nicht einfach. Das Erstaunliche ist aber, dass gerade die TeilnehmerInnen dieser Freizeit bis heute über eine Internetseite in Verbindung stehen. Dort tauschen sie persönliche Dinge aus und diskutieren weiter auf der politischen Ebene. Es gab ein Treffen in Beit Jala, wohin auch einige Israelis gelangen konnten. Mehr als die Hälfte der TeilnehmerInnen wurden in verschiedenen Friedensgruppen politisch aktiv, insbesondere in Kampagnen gegen die Mauer.

Junge Menschen aus dem Norden Israels treffen Palästinenser aus Nablus

Vorbemerkung von Helga Dieter

Die dritte Gruppe ist die größte (70 TeilnehmerInnen) und schwierigste. Die Palästinenser kommen aus Nablus, einer Stadt, die von der israelischen Armee lange belagert war und deren Altstadt stark zerstört wurde. Seit vier Jahren ist es kaum möglich, nach Nablus zu fahren bzw. rauszukommen. Es gibt immer wieder israelische Attacken mit Todesopfern unter der Zivilbevölkerung. Der Bürgermeister von Nablus hat eigene Friedensbemühungen initiiert. Aber radikale Gruppen finden auch Unterstützung, die Militanten in der Hamas sind stark. Letztes Jahr hingen Plakate in der Stadt, die davor warnten, an den „Ferien vom Krieg“ teilzunehmen (angebliche Kollaboration mit dem Feind). Die Gruppen aus Nablus standen in den letzten Jahren unter starkem Druck, was sich auch in Somatisierungen ausdrückte. Auch intern gab es große Spannungen.

Im zweiten Jahr treffen die jungen Leute aus Nablus mit jungen Menschen zusammen, die von der Organisation „Alternative Stimme Galiläas“ ausgewählt wurden, also aus dem Norden Israels kommen, der in den dem Seminar vorausgegangen vier Wochen unter Beschuss der Hisbollah stand. Vier der jüdischen TeilnehmerInnen hatten deshalb abgesagt, es wurden aber andere InteressentInnen gefunden.

Das Seminarprogramm unterschied sich inhaltlich nicht viel von dem oben ausführlich beschriebenen der zweiten Gruppe (Breaking Barriers). Allerdings verlief der Verständigungsprozess problematischer und kann von uns schwer beschrieben werden. Das liegt zum Teil an den angedeuteten schwierigen Umständen, zum Teil an einem „Hahnenkampf“ zwischen zwei palästinensischen Männern um die Leitung der Gruppe, aber zum Teil auch an den unterschiedlichen politischen Positionierungen in der komplizierten und emotionalisierten Gemengelage des Nah-Ost-Konflikts. Das alles inhaltlich aufzufächern, würde den Rahmen dieser Broschüre sprengen.



Eine „palästinensische Hochzeit“ beim Kulturabend; Foto: Angelika Vetter

Bei den Dialog-Seminaren zwischen jungen Menschen aus Israel und Palästina gestaltet das deutsche Team den Rahmen für eine Atmosphäre empathischer Akzeptanz und Gleichberechtigung. Seine Mitglieder versuchen, eine Position professioneller Distanz einzunehmen. Das bedeutet nicht Neutralität, sondern Allparteilichkeit. Das ist natürlich umso schwieriger, je ausgeprägter die Loyalität, aus biografischen oder politischen Gründen, zu einer der Konfliktparteien sein mag. Das gilt im Prinzip für Freizeiten mit Albanern und Serben im Kosovo genauso wie für Freizeiten mit Israelis und Palästinensern in Deutschland, bei denen allerdings Emotionen eine größere Rolle spielen.

Da gibt es häufig schwierige Situationen zu bewältigen, z.B. wenn sich TeilnehmerInnen massiv für eine Politik angegriffen fühlen, die sie persönlich gar nicht billigen. Diese Situation stellt sich häufig zu Beginn der Seminare ein, wenn sich einer heterogenen Gruppe aus Israel eine Phalanx

von Palästinensern entgegenstellt und sie für die Unterdrückung durch die Besatzung, für Bombardierungen durch die Luftwaffe oder für die Tötung von Kindern als Kollateralschäden massiv anklagt. Wenn die jungen Israelis, solchermaßen in die Ecke getrieben, sich hilfeschend an den deutschen Koordinator wenden, wie soll er sich verhalten?

Es kann noch schlimmer kommen, wenn z.B. ein palästinensischer Teilnehmer die Selbstmordattentäter als Freiheitskämpfer oder Märtyrer bezeichnet, müssen wir – als VertreterInnen des Komitees – dann nicht intervenieren? Ist es nicht unsere Pflicht als Deutsche, allen Aggressionen gegen Israel, zumal dem heimtückischen Mord an Zivilisten, sofort und entschieden entgegenzutreten?

Auch der umgekehrte Fall ist schon vorgekommen, dass ein orthodoxer jüdischer Teilnehmer bewaffnete Attacken der Siedler auf palästinensische Bauern verteidigte, den Anspruch auf Groß-Israel durch die Bombardierung palästinensischer Dörfer in der Westbank durchsetzen und alle Palästinenser „über den Jordan“ treiben wollte. Können wir dazu schweigen? Ist es nicht unsere menschenrechtliche Pflicht, solche Hasstiraden zurückzuweisen? Zwar ist die Vertreibung der Palästinenser im Kontext der Unabhängigkeit Israels nicht monokausal als Folge des Holocaust zu sehen, aber gibt es nicht auch ein Stück deutsche Verantwortung für das Schicksal der Palästinenser?

Das sind Probleme, die im Team aus Deutschland engagiert diskutiert wurden und aus denen sich auch methodische Fragen ergaben: Sollen wir, wie bei einer Bildungsveranstaltung, mit eigenen Statements und Materialien eingreifen, oder können wir der Dynamik des Dialogprozesses sowie der Kompetenz der Facilitators vertrauen?

Diese Fragen haben sich bei fast allen Begegnungen zwischen jungen Menschen aus Israel und Palästina in mehr oder weniger zugespitzten Situationen gestellt. In den Vorjahren waren sich gegen Ende der Freizeiten die beiden Seiten in simulierten Friedensverhandlungen über die Kompromisslinie schließlich einig: Zwei getrennte Staaten in den (durchlässigen) Grenzen von 1967, infolgedessen Räumung aller israelischen Siedlungen in der Westbank, Jerusalem unter UN-Verwaltung, Rückkehr der palästinensischen Flüchtlinge oder finanzielle Kompensationen, Anerkennung des Staates Israel durch Palästina und die arabischen Staaten.

In diesem Sommer gab es, vor allem bei der letzten Freizeit, einige TeilnehmerInnen, die solche Kompromisse nicht eingehen wollten. Diese radikalen Positionen waren zwar vermutlich nicht mehrheitsfähig in den beiden Gruppen, aber sie wurden nach unserer Wahrnehmung auch nicht scharf zurückgewiesen. Auf persönlicher Ebene gelang einigen die Annäherung bis hin zu Freundschaften mit der wechselseitigen Versicherung, gegen alle Widrigkeiten in Kontakt bleiben zu wollen, sei es auch nur durch e-mails.

Mitten in der zugespitzten Kriegssituation wäre es ein trügerischer Eierkuchen-Friede, wenn von über 150 TeilnehmerInnen nicht einige zwischen Militanz und Gewaltlosigkeit hin- und hergerissen wären.

Wenn man die Eindrücke der TeilnehmerInnen selbst betrachtet, wie sie am Ende des Seminars in den Interviews von Albert Scherr oder in den Statements für Zeitungen, Radios oder Fernsehen zum Ausdruck kommen, so scheinen diese Konflikte für sie keine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Sie benennen die kritischen Punkte realistisch, betonen aber zumeist auch, wie positiv sie den Prozess insgesamt fanden, und wie sie sich selbst verändert hätten (s.u. die Interviews und die Statements in der Presse unter www.ferien-vom-krieg.de)

Hava Beller

Eindrücke bei einer Begegnung von israelischen und palästinensischen Jugendlichen

Hava Beller emigrierte als Kind mit ihren Eltern nach New York, wo sie bis heute lebt. Als Dokumentarfilmerin ist sie an unserem Projekt interessiert. Sie besuchte im Herbst 2005 einige TeilnehmerInnen in Israel und Palästina (siehe Bericht in der Broschüre vom Sommer 2005). Im Sommer 2006 nahm sie einige Tage an der dritten Freizeit teil.

Hava schreibt dazu: Zyniker fragen vielleicht: „Was kann man schon machen in 12 Tagen?“. Ich saß im Flugzeug, hatte noch den Bombenlärm

von dem tragischen Wiederaufflackern des Krieges an der Grenze zwischen Israel und Libanon in den Ohren und die verheerenden Bilder von den Verwüstungen auf beiden Seiten in diesem pastoralen, atemberaubenden Gebiet vor Augen. Ich fragte mich, ob die „Ferien vom Krieg“ zum geplanten Termin stattfinden würden. Ich war sehr unsicher, was mich bei meiner Ankunft erwartete.

Ich flog direkt in einen großen Kreis von jungen Leuten ein, die ruhig, wenn auch voller Leidenschaft miteinander redeten. Ich war verblüfft, als ich eine sehr junge Frau in ruhigem, aber bestimmtem Ton sagen hörte: „Ganz Palästina gehört den Palästinensern, vom Jordan bis zum Mittelmeer.“ Ein junger Mann fragte sie herausfordernd: „Würdet ihr dann einen israelischen Ministerpräsidenten akzeptieren, wenn es einen gäbe, der demokratisch gewählt wäre?“



Hava Beller

Wenn man nur ihre Stimmen gehört hätte, wäre man nicht darauf gekommen, dass dieser schwer fassbare, schmerzliche und entzweierende Streitpunkt Gegenstand ihrer Kontroverse war. In der kurzen Zeit, die sie zusammen waren, hatten diese jungen Leute schon ein beträchtliches Ausmaß an zivilen Umgangsformen erreicht, vor allem die Fähigkeit, „den

Anderen“ zuhören zu können. Sie wussten, wie notwendig es ist, mit den zentralen Konflikten in ihrer Region, in denen es um Leben und Tod geht, zurechtzukommen und Lösungen zu finden. Man spürte einen Geist der Kameradschaft in diesem Raum, man merkte, dass es ihnen um die gleichen Ziele ging, selbst Zuneigung gab es. Ich war sehr bewegt.

„Ferien vom Krieg“ ist ein Ort, wo junge Leute, die von den entgegengesetzten Seiten der Trennungslinie kommen, ihre Meinung sagen können, offen und unvoreingenommen, und sich als menschliche Wesen erfahren, und nicht nur durch die destruktiven Stereotype als „Terroristen“ oder „Soldaten“.



Das beste Ergebnis der „Ferien vom Krieg“:
Ein palästinensisches Paar lernte sich in Deutschland kennen und lieben.
Bald folgten die Hochzeit und das erste Kind

In den folgenden Tagen nahm ich an verschiedenen Treffen teil und war beeindruckt von der Klugheit, dem Mitgefühl und der Beweglichkeit der Gruppenleiter (facilitators). Sie kamen möglichen Ausbrüchen zuvor und zeigten Richtungen auf, indem sie Fragen stellten und Vorschläge machten und sehr sensibel auf die jungen Teilnehmer eingingen.

Die Seminare und Versammlungen liefen schon einige Tage, bevor ich kam. Wie man mir sagte, waren die ersten Tage recht angespannt. Aber Spannung und Misstrauen wichen einem ernsthaften Dialog, und es zeigte sich, dass der gute Wille vorherrschte, gleichgültig wie schwer die Probleme zu fassen waren und wie unlösbar sie erschienen.

Mit der Zeit hörte ich die jungen Frauen auf ihren Fluren unter der Dusche und in ihren Zimmern singen, palästinensische und israelische Lieder. Sie hörten sich glücklich an, entspannt. Stimmen schallten zwischen den Zimmern hin und her, es wurde gekichert und gelacht.

Es gab natürlich hin und wieder Temperamentsausbrüche und Konflikte, die von den Organisatoren und von den jungen Leuten selbst geschickt aufgefangen wurden. Die Probleme wurden diskutiert, nicht für alle fand sich eine Lösung. Es muss immer noch ein großer Abstand überbrückt werden. Aber der Samen von Vertrauen, gutem Willen und Liebe ist gelegt. Es ist ein gesegneter Anfang.

Der Augenblick der Abreise. Eine Flut von E-mail-Adressen und Telefonnummern, die ausgetauscht werden, während die Busse warten, um alle zu ihren jeweiligen Bestimmungsorten zu bringen. Abschiedsworte. Umarmungen. Sind diese Freundschaften ein gutes Vorzeichen für die Zukunft? Werden sie dem Druck der Gewalt, die in ihrer Welt tobt, standhalten? Kann man darauf hoffen?

Albert Scherr

Kurzportraits: Sechs junge Menschen aus Israel und Palästina berichten über ihre Erfahrungen

Grundlage der folgenden Texte sind Tonbandaufzeichnungen von Interviews, die ich am 24. und 25. August 2006 während der israelisch-palästinensischen Begegnung in Walberberg geführt habe. In ihnen werden sehr unterschiedliche Perspektiven und Lernprozesse deutlich.

(Alle folgenden Fotos zu den Portraits: Albert Scherr)



Maria:

„Ich bin hierher gekommen, um den Israelis zu zeigen, dass wir leiden und dass wir Frieden wollen.“

Ich bin Palästinenserin, 21 Jahre alt und lebe in Israel, in Nazareth. Ich habe einen israelischen Pass. Ich bin keine Muslima, sondern Christin. Ich arbeite als Verkäuferin in einem Bekleidungsgeschäft, das Israelis gehört; auch meine Nachbarn sind Israelis. In der Schule war das anders, dort war ich nur mit arabischen Schülern zusammen.

In den ersten Tagen hier wollten die Palästinenser nicht mit den jüdischen Jugendlichen reden. Sie wollten noch nicht mal „Hallo“ zu ihnen sagen. Ab dem 3. oder 4. Tag begannen sie „Hallo“ zu sagen und jetzt sitzen sie zusammen und reden miteinander. Das ist eine sehr positive Wirkung dieser Begegnung.

Ich bin hierher gekommen, um den Israelis zu zeigen, dass wir leiden und dass wir Frieden wollen. Und hier habe ich gelernt, dass die Israelis wenig über das Leiden der Palästinenser wissen. Jetzt sind sie verwirrt, weil sie nicht mehr wissen, was sie glauben können und was nicht, was wahr und was unwahr ist. Was wir ihnen berichten, und was sie aus den Medien erfahren, stimmt nicht überein. Und hier können sie mit uns darüber reden, was stimmt und was nicht.



Lama:

„Wir kamen hierher, um dem Frieden näher zu kommen und jetzt wissen wir, dass das möglich, aber noch ein sehr weiter Weg ist.“

Ich bin 19 Jahre alt und lebe in Nazareth, Israel. Auch ich bin Palästinenserin. Ich habe die Highschool abgeschlossen und habe verschiedene Jobs, bei einer Bank als Übersetzerin und als Bedienung am Wochenende. Bald fange ich an, Architektur zu studieren. Kontakte zu Israelis habe ich aber nur bei der Arbeit, meine Freunde sind Araber. An der Universität werden dann jüdische und arabische Jugendliche zusammen studieren, und dann werden sich sicher auch Freundschaftsbeziehungen zwischen uns entwickeln.

Mein Interesse ist es, dazu beizutragen, dass der neuen Generation, den jungen Israelis die Augen geöffnet werden und dass sie erkennen, dass sie die Situation ändern müssen. Es liegt in ihrer Hand.

Aber auch die Palästinenser können hier was lernen. Sie können lernen, dass es trotz allem, was ihnen die israelische Regierung antut, auch Israelis gibt, die Frieden wollen und die sich für ihre Situation interessieren.

Ich habe hier mehr zu meinen Wurzeln zurückgefunden. Denn hier habe ich zum ersten Mal Palästinenser aus der Westbank getroffen. Es war eine wichtige Erfahrung, dass wir als Palästinenser vieles gemeinsam haben, auch wenn wir an unterschiedlichen Orten und in unterschiedlichen Situationen leben.

Die Begegnung hier war für alle eine gute und wichtige Erfahrung. Wir kamen hierher, um dem Frieden näher zu kommen, und jetzt wissen wir, dass

das möglich, aber noch ein sehr weiter Weg ist. Einige Israelis haben ihre Meinung über die Palästinenser geändert und einige Palästinenser ihre Meinung über die Israelis.



Etay:

„Wenn Menschen ein besseres Verständnis füreinander entwickeln, dann gehen sie nach Hause und handeln anders als zuvor.“

Ich bin 27 Jahre alt und lebe im Norden Israels, in Tuval. Bis zur libanesischen Grenze benötigt man mit dem Auto ca. 30-40 Minuten Fahrzeit.

Bei den letzten Wahlen habe ich die arabisch-israelische Partei – ‚Chadach‘ – gewählt. Aber ich vertraue keiner der politischen Parteien in Israel. Ich habe an Aktionen gegen die Mauer teilgenommen. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, dass sie nicht nur zur Trennung führt, sondern auch ein Instrument zur Inbesitznahme von Land für Siedlungen ist.

Hier erfahren wir durch persönliche Erzählungen mehr über die Situation der Palästinenser, und ich habe ein tieferes Verständnis dafür gewonnen. Und ich habe hier auch besser verstanden, warum die israelische Gesellschaft nicht an einer wirklichen Veränderung der Situation interessiert ist.

Die Begegnung hier war definitiv sehr erfolgreich. Ich habe Veränderungen bei mir und bei anderen wahrgenommen. Ich kann ihnen zwar nicht in den Kopf schauen, aber ich habe Prozesse beobachtet. Und wenn Menschen ein besseres Verständnis füreinander entwickeln, dann gehen sie nach Hause und handeln anders als zuvor.



Netta:

„Es gab hier keinen Antisemitismus. Aber es gab Äußerungen, die dazu geführt haben, dass ich einiges überdenken muss.“

Ich begreife mich als israelische Jüdin, studiere Psychologie an der Universität Haifa und bin 27 Jahre alt. 20% der Studenten an unserer Universität sind israelische Araber. Ich habe Kontakt zu ihnen, aber nicht in dieser Intensität, wie das hier möglich war. Wir haben hier über Dinge geredet, über die wir an der Universität nicht reden würden.

Hier habe ich vielfältige und unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Ich habe Menschen kennengelernt, die ich ohne diese Begegnung hier nie getroffen hätte, und unterschiedliche Stimmen, unterschiedliche Perspektiven, unterschiedliche Geschichten. Hier konnte jeder berichten, was er für wahr hält und was er fühlt. Aber ich glaube dennoch nicht, dass ich die Palästinenser jetzt wirklich verstehe und dass sie mich wirklich verstanden haben.

Auf der persönlichen Ebene gab es viele Annäherungen. Viele sind sehr jung, und es gibt eine starke Anziehung zwischen Jungen und Mädchen, viele kamen sich nahe. Es geschieht nichts Sexuelles, aber die wechselseitige Anziehung hilft. Aber auf der politischen Ebene glaube ich nicht, dass wir uns angenähert haben.

Es gab hier keinen Antisemitismus. Aber es gab Äußerungen, die dazu geführt haben, dass ich einiges überdenken muss. Einige haben gesagt, dass ganz Israel den Palästinensern gehört und dass Israel kein Existenzrecht als Heimat der Juden hat. Aber manche Israelis haben vergessen, warum eine

jüdische Heimat wichtig ist. Ich glaube, es ist ein großer Fehler zu denken, wir seien israelische Staatsbürger ohne Beziehung zur jüdischen Geschichte.

Ich weiß nicht, was ich abschließend denken soll. Ich werde zu Hause weiter nachdenken müssen.



Muhammed:

„Wir haben frei gesprochen und in Distanz zur Gewalt in unseren Ländern.“

Ich bin 18 Jahre alt und lebe in Nablus. Ich habe die Schule abgeschlossen und werde Medizin an der Universität in Nablus studieren, an einer der wenigen palästinensischen Universitäten, die es gibt.

Wir haben hier in einer friedlichen Atmosphäre miteinander geredet, und das hat uns, wie viele sagen, die Augen geöffnet. Wir haben frei gesprochen und in Distanz zur Gewalt in unseren Ländern. Das war eine wirklich gute Erfahrung, die sehr lange in unserem Gedächtnis bleiben wird.

Am Ende der beiden Wochen haben wir wirklich ein gegenseitiges Verständnis erreicht. Das war am Anfang anders. Am Anfang gab es kaum Gespräche. Es war eine dicke Mauer zwischen uns. Wir haben die Mauer nicht zerstört, aber es entstanden Öffnungen in der Mauer. Wir haben angefangen, miteinander zu reden, über Politik und unser alltägliches Leben. Wir haben erfahren, dass es auf der anderen Seite Menschen gibt, mit denen man reden kann.

Im Interview mit dem Deutschlandfunk sagte Muhammed noch: Dass wir uns bei den Seminaren auch in der Muttersprache ausdrücken können, und dass übersetzt wird, halte ich für eine gute Idee. Für mich war Hebräisch

immer nur die Sprache der Soldaten. Diese Sprache in einem friedlichen Kontext zu hören, ist für mich ganz ungewohnt. Das hat meinen Hass auf die Sprache verringert. Und ich denke, für Israelis muss es ganz ähnlich sein, Arabisch auf eine friedliche Art zu hören.



Tamara:

„Die Israelis haben uns am Anfang als eine Gruppe gesehen, die gegen sie kämpft und sie hasst. Sie hatten Angst vor uns.“

Ich bin 22 Jahre alt und komme aus Jerusalem. Ich studiere Pharmazie an der Universität in Nablus. Ich habe dort ein Zimmer gemietet, bin 4 Tage in der Woche in Nablus und komme am Wochenende nach Jerusalem zurück. Es ist eine kurze Entfernung, aber ein langer Weg, weil es unterwegs viele Checkpoints gibt. Normalerweise sind es drei, aber in schwierigen Zeiten kommen drei oder vier andere hinzu. Manchmal winken sie uns einfach durch, aber manchmal lassen sie alle Leute aus den Bussen aussteigen und kontrollieren jeden Einzelnen. Dann brauche ich nicht nur vier Stunden für den ganzen Weg, sondern bis zu drei Stunden für jeden Checkpoint.

Meine zentrale Erfahrung hier war, dass ich mit Israelis als Menschen, von Person zu Person reden konnte. Das gehört nicht zu meinem Alltag in Jerusalem. Die Israelis haben uns am Anfang als eine Gruppe gesehen, die gegen sie kämpft und sie hasst. Sie hatten Angst vor uns. Aber nachdem wir mit ihnen geredet hatten, wussten sie, dass wir Menschen wie sie selbst sind. Dass wir friedlich miteinander reden können.

Hier habe ich begonnen, mich stärker als zuvor als Palästinenserin zu begreifen. Mein Leben in Jerusalem ist nicht so schlecht wie das Leben auf der Westbank. Ich habe viel über das Leben auf der Westbank erfahren, und nachdem wir den Film „Arna’s Children“ gesehen haben, ist mir bewusst geworden, wie viel besser mein Leben ist. Wenn man aber nur über Arbeit, Geld und Reisen nachdenkt, vergisst man schnell, wer man ist. Ich bin glücklich, weil ich hier besser begriffen habe, wer ich bin und was ich will.

Für die „Neue Rheinische Zeitung“ schreibt Hans-Detlev von Kirchbach über Tamara (29.08.2006):

Wortführerin der kleinen palästinensischen Delegation ist eine selbstbewusste, redegewandte junge Frau von der „Westbank“, die mit ihrem Kopftuch absolut nicht das Westklischee vom unterdrückten Opfer fundamentalislamischer Geschlechtsdiskriminierung erfüllt ... Sie hat bereits in den USA an Friedenscamps teilgenommen, sie hat bei den palästinensischen Wahlen als Übersetzerin für internationale Beobachter gearbeitet ... Das hier, findet sie, ist ein erster Schritt jenseits der Gewalt ...

Für „Wdr-online“ sprach Bojana Beste mit Tamara (25.8.2006):

„Das war für mich die große Chance, den Israelis zu zeigen, dass sie mit mir reden können und ich keine Bombe habe oder auf sie schieße.“

Als Tamara von den „Ferien vom Krieg“ gehört hatte, wollte sie nur eines: Den Israelis endlich vom ganzen Leid ihres Volkes berichten. „Die wissen doch gar nicht, was wenige Kilometer hinter der Mauer los ist.“ ... Wenn sie zur Universität möchte, muss sie zahlreiche Kontrollposten durchlaufen, wird immer wieder gefilzt. „Sie nehmen meine ganze Tasche auseinander, triezen mich, machen mir Angst. Da ist es doch einfacher, nach Europa zu reisen.“ Tamara hofft, dass – wenn sie auf Shai als Soldat trifft – ihre Worte in Bornheim vielleicht doch etwas bewirkt haben werden: „Vielleicht lässt er mich dann einfacher durch die Passkontrolle. Er weiß ja, dass ich nichts Böses will. Oder er lächelt und grüßt mich. Das reicht.“

Einige Interviews von Albert Scherr wurden ergänzt durch Aussagen dieser Jugendlichen in der Presse. Weitere Interviewausschnitte sind in der „Presseschau“ zu finden unter www.ferien-vom-krieg.de.

Aktuelle Publikationen des Komitees für Grundrechte und Demokratie

Interessierten senden wir gerne ausführlichere Informationen über das Komitee und die Liste unserer Veröffentlichungen zu. Nachstehend aufgeführte Publikationen sind in jüngerer Zeit erschienen und können im Sekretariat des Komitees bestellt werden (bei Vorkasse portofreie Lieferung):

Lieferbare Jahrbücher (Schwerpunkthemen)

2007	Menschenrechte und Völkerrecht (19.90 €)
2004/2005	Nationalstaat ohne Alternative?
2003/2004	Armut, Kapitalismus und Menschenrechte
2002/2003	Medien, Menschenrechte und Demokratie
2001/2002	Haftsystem und Menschenrechte
2000/2001	Die gefährdeten Menschenrechte alter Menschen
1999/2000	Kinder und Menschenrechte
1998/1999	Menschenrechte, Demokratie und Gesundheit
1997/1998	Demokratie und Menschenrechte in Europa <i>(der Preis je Jahrbuch beträgt 15,00 €)</i>

Bücher und Broschüren

- Verpolizeilichung der Bundesrepublik Deutschland. Polizei und Bürgerrechte in den Städten, Köln, April 2002 (10,00 €)
- Die europäische Konstitution des Neoliberalismus. Für eine demokratische europäische Verfassungsbewegung, Köln, April 2004 (10,00 €)
- Eine Politik sozialer Menschenrechte in Zeiten von Verarmung und Repression, Köln, April 2004 (10,00 €)
- Demonstrationsrecht – zum politisch-polizeilichen Umgang mit einem „störenden“ Grundrecht, Köln, Mai 2005 (6,00 €)
- Andreas Buro, Geschichten aus der Friedensbewegung – Persönliches und Politisches. Köln, Mai 2005 (10,00 €)
- Grundrechte-Report 2006, zur Lage der Bürger- und Menschenrechte in Deutschland;
erschieden im Fischer Verlag, Taschenbuch 17177, Frankfurt/M. 2006 (9,95 €)

Bürgerinnen- und Bürgerinformationen:

- Von der Pflicht zum Frieden und der Freiheit zum Ungehorsam. Aus Anlass der Entscheidung des Bundesverwaltungsgerichts, 2. Wehrdienstsenat, vom 21. Juni 2005, Köln, Februar 2006
- Wider den menschenrechtsblinden Antiterrorismus. Zur Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts in Sachen (Luft-)Sicherheit, Köln, Mai 2006
- Das große Gesundheitsversprechen und seine große Täuschung. Informationen an alle Bürgerinnen und Bürger, beruflich weiß oder alltäglich gekleidet, über die elektronische Gesundheitskarte, Köln, Mai 2006

Einzelexemplare der Bürgerinnen- und Bürgerinformationen schickt das Komitee auf Wunsch kostenfrei zu.

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Das Komitee begreift als seine Hauptaufgaben, einerseits aktuelle Verletzungen von Menschenrechten kundzutun und sich für diejenigen einzusetzen, deren Rechte verletzt worden sind (z.B. sogenannte Demonstrationsdelikte, Justizwillkür, Diskriminierung, Berufsverbote, Ausländerfeindlichkeit, Totalverweigerung, Asyl- und Flüchtlingspolitik), andererseits aber auch Verletzungen aufzuspüren, die nicht unmittelbar zutage treten und in den gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen angelegt sind (struktureller Begriff der Menschenrechte). Die Gefährdung der Grund- und Menschenrechte hat viele Dimensionen, vom Betrieb bis zur Polizei, vom „Atomstaat“ bis zur Friedensfrage, von der Umweltzerstörung bis zu den neuen Technologien (nicht zuletzt im Bereich der Bio- und Gentechnologie), von der Meinungsfreiheit bis zum Demonstrationsrecht, von Arbeitslosigkeit bis zur sozialen Deklassierung, von den zahlreichen „Minderheiten“ bis zur längst nicht verwirklichten Gleichberechtigung der Frau.

Vor allem praktische Hilfs- und Unterstützungsarbeit ist arbeits- und kostenaufwendig. Helfen Sie uns helfen! Spenden für die Komiteearbeit sind steuerlich absetzbar. Auf Anfrage senden wir gerne nähere Informationen zur Komiteearbeit, unsere Publikationsliste sowie Hinweise zur Möglichkeit der Fördermitgliedschaft zu.

**Komitee für Grundrechte und Demokratie
Aquinostr. 7-11, 50670 Köln**

email: info@grundrechtekomitee.de

web-Seite: <http://www.grundrechtekomitee.de>

Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13, Konto 8 024 618

Die Aktion „Ferien vom Krieg“ will exemplarisch zeigen, dass es in allen Krisen- und Kriegsgebieten Menschen gibt, die der Propaganda der Kriegsherren nicht mehr trauen und neugierig auf die Perspektive „der Anderen“ sind. Die Erfahrung, dass die Kinder und Jugendlichen aus dem „Feindesland“ den eigenen Vorurteilen so gar nicht entsprechen, haben in den letzten 13 Jahren ca. 19.000 TeilnehmerInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und über 750 junge Menschen aus Israel und Palästina gemacht. Sie haben für zwei Wochen zusammen unter einem Dach gelebt, in der freien Zeit zusammen Spaß gehabt und in den Seminaren einander zugehört, debattiert, gestritten und Kompromisse gesucht. In vielen Interviews oder kurzen Statements beschreiben die TeilnehmerInnen aller Altersgruppen und aus den unterschiedlichen Krisengebieten, wie sie während der Freizeiten emotionalen Wechselbädern ausgesetzt waren, wie sie erstaunt feststellen mussten, dass die eigene Leidensgeschichte sich in manchem Schicksal von „der anderen Seite“ spiegelte und die Frage nach den Opfern oder der Schuld nicht einseitig zu beantworten ist.

Sie beschreiben aber auch, wie sie gemeinsam Spaß hatten, wie neue Hoffnung und Lebensmut aufkeimten, und wie sie sich in Zukunft für einen lebendigen Friedensprozess von unten einsetzen werden.

Viele dieser Jugendlichen müssen nach der Heimkehr Mut aufbringen, denn die Suche nach Verständigung und Aussöhnung mit „dem Feind“ kann für sie harte persönliche Folgen haben.

Das Projekt „Ferien vom Krieg“ wurde bisher ausschließlich durch private Spenden und ehrenamtliche Arbeit getragen. Auch im Sommer 2007 sind wieder „Ferien vom Krieg“ geplant.